

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Königsfeld, der herzlich frommen Gemeinschaft, unvergeßliche Eindrücke gewonnen haben, werden gern dieser feinen und echten Christen gedenken!

Noch einmal läßt der Hinfende seine Blicke auf Deutschland zurückkehren. Wird es bald gen Morgen sein? Ist die Nacht schier hin? Noch weiß der Hinfende keine Antwort. Aber eines weiß er: Wenn auch die Gegner meinen, sie hätten dies stolze und starke deutsche Volk zu den Toten geworfen — in diesem

Volk lebt eine Kraft, die sich nicht töten läßt. Und der Hinfende bleibt bei der Zuversicht, daß der Tag kommt, an dem der Grabstein, auf den unsere Feinde schon geschrieben haben: „Hier ruht Deutschland!“ in die Höhe geschleudert wird von der Riesenkraft deutscher Herzen und Arme, und auferstehen wird deutsche Wahrheit, deutsche Treue und deutscher Glaube.



Der Entschluß.

Von Hannah Gaede.

Die blendenden Strahlen der Julisonne glänzten auf dem wogenden Kornfeld. „Schau, das ist alles mein,“ sagte der junge Markgräfler Bauer zum Maidle in Schwarzwälder Tracht, das sittig und etwas verschämt neben ihm herging. „Schau, von der großen Straße bis an die Wiesen, die da drüben liegen, und das Bergle mit den Reben gehört noch dazu; das ist alles mein. Das bringt anders ein als bei euch droben im Schwarzwald. Für meine 12 Stück Vieh kaufe ich kein Fuder Hen; alles wächst auf eigenem Feld. Und die Tränke ist bei uns für die Säu und nicht fürs Vieh, wie bei euch. Und wenn bei euch die Kartoffeln blühen, reift bei uns das Korn.“ — „Ich bin's halt jetzt schon anders gewöhnt.“ Mehr wußte das Maidle nicht zu sagen. „Und unser Brot hat dir doch wohl auch geschmeckt, so schön weißes Brot, und nicht so schwarzes, wie bei euch.“ — „Ich bin's halt jetzt schon schwarz gewöhnt,“ sagte das Maidle wieder. „Und jeder geringste Knecht hat zum Rühne und zum Vesper sein Glas Wein, und die Hausfrau jeden Mittag vom Besten!“ — „Ich bin halt

den Wein mit gewöhnt,“ gibt das Maidle zur Antwort. „Und wenn man im Frühjahr misten und pflügen will, braucht man nicht erst wie bei euch die Steine wegtragen, die den Berg hinabrollen.“ — „Ich bin halt 's Steintragen schon gewöhnt,“ hauchte das Maidle. Aber der junge Bauer legte den Arm fester ums Maidle und fuhr fort zu erzählen, was alles sein wäre, was er alles schaffen könne und was er alles mit der Zeit noch zuwege bringen wolle. Dem Maidle wurde dabei immer scheuer zumut, wenn es sich in seinem starken Arm nicht so wohl und geborgen gefühlt hätte. Inzwischen hatten sie ihre Wanderung in der Sonnenglut durch die Felder beendigt und waren an einem schönen Bauernhaus mit großen Stallungen angelangt, vor dem ein altes Großmutterle stand und sie erwartete. Denn Vater und Mutter hatte der junge Bauer im Lauf des vergangenen Jahres verloren, seine beiden Brüder waren im Kriege gefallen, und so hatte er erst kürzlich das Erbe angetreten. — „So isch's recht, daß ihr kommt; ich hab' eh' schon mit dem Essen auf euch gewartet,“ — sagte die Alte freundlich und betrachtete wohlgefällig das Maidle, in dem sie schon die zukünftige Bäuerin sah. Im Zimmer war der Eßtisch sauber gedeckt, und die Knechte

und Mägde standen schon bereit, um am Tisch Platz zu nehmen. Als der Bauer sich oben an den Tisch gesetzt hatte, saßen auch die andern alle auf ihren Plätzen, nur das Maidle stand noch unschlüssig hinter ihrem Stuhl. Dann machte sie schnell das Kreuz über Stirn und Brust, faltete einen Augenblick die Hände zum Beten und dann setzte sie sich mit einem verlegenen: — „so bin ich's gewöhnt,“ — zur Seite des jungen Bauern. Denn sie stammte aus den katholischen Gegenden des oberen Schwarzwaldes, während man im Markgräflerland protestantisch ist und die katholischen Sitten nicht kennt. Wieder führte der junge Bauer das Wort, und das Maidle konnte nicht genug tun in stummem Staunen, wie er so fein und hochdeutsch reden konnte, was wohl daher kam, daß er im Krieg ein schönes Stück Welt zu sehen bekommen hatte. Aber die Kenntnis von fremden Ländern und Leuten hatten die Heimatliebe in ihm noch verstärkt, wenn er auch großmütig genug war, die Heimatliebe nicht nur von den Markgräfler Nebenhügeln bis an den Rhein, sondern bis auf die Höhen des Schwarzwaldes auszudehnen. Und gerade die Schwarzwaldhöhen hatten es ihm angetan, als er zur Heilung von einer Krankheit aus dem Felde zur Erholung dorthin geschickt worden war. Da gab es keine Fabriken und keine Fabrikmädels mit ihren selbstbewußten Blicken. Da hatte er auch sein Maidle kennen gelernt mit ihren scheuen, versonnenen Augen, in denen sich das Dunkel der Schwarzwaldberge zu spiegeln schien. Als sie nach dem Essen noch genugsam beisammen gesessen und von dem und jenem miteinander geschwätzt hatten, da ging der junge Bauer in den Hühnerstall und brachte in einem Korb zwei prachtvolle große Legehühner als Geschenk für das Maidle. Die sollte sie mit heimnehmen und im Gedanken an ihn pflegen, und über die großen Eier staunen, die sie ihr legen würden, andere, als die kleinen Eier ihrer kleinen Schwarzwaldhennen mit den kurzen Rämmen. Dann spannte er das Pferd vor den Einspänner und fuhr das Maidle in stolzem Trab zur Bahn. Einen herzhaften Abschiedskuß ließ er sich nicht nehmen; aber als das Maidle abgefahren war, da war ihm mit einemmal alle Arbeitslust, die ihn vorher so stark und stolz gemacht hatte, vergangen. Er setzte sich daheim zur Großmutter in die Wohnstube, und nun begann jeder Satz mit den Worten: „wenn's Maidle einmal meine Frau ist!“ — Das Maidle war inzwischen heimgefahren und die letzte Strecke den Berg hinauf bis zu ihrem Hof zu Fuß gewandert. Und so wenig sie vorher zu sagen wußte, so viel hatte sie jetzt nachzudenken. Es bedrückte sie, daß da unten alles so anders war als bei ihr daheim. Am meisten bekümmerte sie, daß man nichts vom Wallfahrten und vom Beichten wußte und kein Kreuz machte beim

Beten. Und in ihrem innern Zwiespalt beschloß sie, gleich am nächsten Sonntag zu beichten und eine Wallfahrt nach St. Peter zu machen.

Als die verabredeten vier Wochen Bedenkzeit verstrichen waren, machte sich der junge Bauer aus dem Markgräflerland auf den Weg zur Brautfahrt, um sich das Jawort von seinem Maidle zu holen und die Hochzeit auszumachen. Er hand einige reife Lehren zu einem kleinen Büschel zusammen, ließ sich von der Großmutter die schönsten Rosen aus ihrem Garten geben, legte die saftigsten reifen Pflirsche, die so groß wie Äpfel waren, in ein Körbchen und oben auf ein paar frühreife Weintrauben. Dann nahm er noch den Segen der Großmutter mit und meinte, daß es ihm an nichts fehlen könne. Aber so frohgemut er am Morgen früh ausgezogen war, so zornig und finster kam er am Abend wieder heim. Wie wild hatte er auf das Pferd losgeschlagen, daß es ins Galoppieren kam und schweißtriefend auf dem Hof anlangte. Erschrocken kam die Großmutter aus dem Haus und wollte fragen, was los sei. Aber sie bekam als Antwort nur ein mürrisches: „Laß mich in Ruh!“ — Statt dessen nahm er aus einem Korb aus seinem Wagen die beiden Legehühner, die er seinerzeit seinem Maidle geschenkt hatte, packte sie an den Beinen und hielt sie aufrecht vor sich hin, daß sie ihn ansahen und bei seinen heftigen Bewegungen jedesmal mit den Köpfen vor- und zurückwackelten. Dann redete er auf sie ein und sagte: „Ihr meint, ihr dürft bei dem Maidle bleiben und euch von ihm flattieren und füttern lassen und fürs Maidle Eier legen? Ihr bleibt bei mir; wenn's Maidle nit will, bei mir isch euer Platz und nirgends sonst.“ — Dabei erhielten die Hühner einen Schwung, daß sie laut gackernd davonflogen. Allmählich brachte die Großmutter aus den jungen Bauern heraus, daß sein Maidle in der Beicht gewesen war und der Pfarrer ihr gesagt hatte, es sei nicht gut, wenn zwei Andersgläubige in der Ehe zusammenkämen. Mit diesem Bescheid hatte er sich begnügen müssen und war mit seinen beiden Hühnern wieder abgezogen. Aber nicht nur das erzählte der junge Bauer, sondern er war durch und durch böse geworden und führte wilde Reden. Er wollte sein Maidle haben und sonst keine. Das hätte er nicht um den lieben Gott verdient, denn er hätte immer treu auf ihn gebaut. Aber wenn der liebe Gott es so haben wolle, könne er auch ein anderes Leben führen und er wisse schon, wo man in der Stadt auch anders Gelegenheit zum Lieben finden könne. Da fühlte die Großmutter eine schwere Angst im Herzen und sie tat das, was ihr allzeit im Leben am schwersten gefallen war, sie holte Tinte und Papier und eine dicke Feder dazu. Dann schrieb sie: — „Liebes Maidle, — 's war nit recht; der liebe Gott meint's anders;

Komm. — Die Großmutter.“ — Das adressierte sie an Kojel Waldvogel im Beerenberghof auf dem Schwarzwald. Die ganze Woche ging der junge Bauer mißmutig und verdrossen einher. Die Großmutter aber hoffte auf den Sonntag. Und als der Sonntag gekommen war und sie gerade alle beim Essen saßen, da klopfte es gar schüchtern an die Türe. Als der Bauer sehen wollte, wer da sei, da stand das Maidle davor mit einem Körbchen am Arm. Der Bauer war so überrascht und verblüfft zugleich, daß er nichts zu tun und zu sagen wußte, als sie in das Zimmer hineinzuziehen, als hätte er Angst, daß sie wieder weglaufen könnte. Als das Maidle das gültige Lächeln der Großmutter auf sich ruhen sah, da faßte es sich ein Herz und sagte, sie sei nur gekommen, um die schönen Eier zurückzubringen, welche die beiden Hühner in den vier Wochen gelegt hätten, und auf jedem Ei sei der Tag angegeben, an dem es gelegt worden sei. Dabei ließ es der junge Bauer aber nicht bewenden, sondern er fragte sie, ob sie sich's jetzt anders überlegt habe und doch seine Frau werden wolle. Und als das Maidle meinte, sie passe doch nicht her, weil sie's so anders gewöhnt sei, da kam dem jungen Bauern das Reden wieder und er hielt ihr mit großem Eifer eine richtige kleine Standpredigt. Gerade deshalb wollte er das Maidle haben, weil sie an dem festhalte, was sie gewöhnt sei. Nur diejenigen seien gute Menschen, die mit Liebe an dem hingen, wie sie's gewöhnt wären, und bei denen das, was sie gewöhnt sind, wert sei, daß man sein Leben lang nicht davon lassen möge. Und nur solche Menschen hätten auch Achtung vor dem, wie die anderen Menschen es gewöhnt seien, und wären duldsam gegen alle, die ihren Herrgott auf ihre Art so lieben, wie sie es von Jugend an gelernt worden sind. Und so wollten auch sie beide es miteinander halten, daß sie ihre Liebe auf die Liebe zu ihrem Herrgott gründen und in Liebe und Treue an dem festhalten wollten, was schon von den Eltern und Großeltern her Glauben und Sitte gewesen sei. — Als das Maidle ihm nun in die Augen sah, war sie glücklich, ihm aus befreitem Herzen ihr Jawort geben zu können. So schön und überzeugend hatte der Pfarrer daheim freilich nicht zu predigen verstanden. —

Etwas vom freien.

Wer schlungen und dunkel sind bisweilen die Wege, auf denen sich „Herz zum Herzen findet“, und welche Wege oft eingeschlagen werden, das hat der Sinkende in einer amerikanischen Zeitung gelesen:

Eine sehr geschickte Form der Anknüpfung fand

ein Stockholmer Mädchen, das in einer Streichhölzfabrik mit großem Export nach allen Teilen der Welt arbeitete. Sie schrieb in eine der Schachteln die Worte: „Meinem zukünftigen Manne in der weiten Welt,“ und fügte Namen sowie Adresse hinzu. Die Schachtel kam in Amerika in den Besitz eines Ingenieurs, der daraufhin einen Briefwechsel mit dem Mädchen anfang und es schließlich heiratete.

Vor kurzem veranstaltete eine hübsche englische Dame eine Lotterie, bei der sie selbst als „großes Los“ fungierte. Sie pries den Hauptgewinn an als „eine einnehmende Blondine von 19, mit blauen Augen, einem süßen Mund und besonders schöner Figur.“ Die Lotterie hatte einen solchen Erfolg, daß sie dadurch nicht nur einen guten Mann, sondern auch noch genügend Geld bekam, um sich in der Musik ausbilden zu lassen.

Einen eigenartigen Wettkampf um eine Frau fochten zwei Cowboys einer Zirkustruppe aus, indem sie ein Wettrennen mit ihren Pferden veranstalteten und Billy Lee war der Glückliche, der den Preis dieses Rennens, die schöne Kunstschülerin des Zirkus Bonita, zur besseren Hälfte errang.

Zwei junge amerikanische Damen wählten eine andere Methode des Zweikampfes um den Besitz eines Millionärs, indem sie mit seinem Einverständnis beide sein Bild malten und diejenige den reichen Gatten errang, die nach seinem Urteil ihn besser getroffen hatte.

Die Heiratsanzeigen sind ja längst an der Tagesordnung; aber sie werden auch in Japan sehr vielfach verwendet, wobei freilich die Form sich in weniger geschäftlichen Angaben bewegt. Eine Japanerin annonciert etwa folgendermaßen wenn sie einen Mann haben will: „Ich bin eine schöne Frau mit Haaren, duftig wie die Abendwolke, mit einem Gesicht gleich der Blüte der Blumen, mit einer Taille schlank wie die Weide und mit Augenbrauen von dem Schwung des Halbmondes. Wenn ein junger Herr, der gebildet, schön, tüchtig und geschmackvoll ist, mich heiraten will, so werde ich ihm sein Leben verschönen und das Glück genießen, in demselben Grabe beerdigt zu werden. P. S. Vermögen Grundbedingung.“

Romantisch war die Methode, die ein Italiener erwählte, um die Ersehnte seines Herzens, oder noch besser, seines Magens, herauszufinden. Er wünschte vor allem eine Frau sein eigen zu nennen, die ihm seine Lieblingspeise, natürlich Makkaroni, ganz nach seinem Geschmack bereiten könnte. Er veranstaltete daher einen Kochwettbewerb, zu dem durch große Anzeigen alle heiratslustigen Mädchen eingeladen waren. Diejenige, die die Makkaroni ganz nach seinem Geschmack zubereitete, erhielt seine Hand und zugleich den Mitgenuß eines stattlichen Vermögens.

Jakob Uebelsam.

Dorferzählung von Wolfgang Kemter.

W er an schönen, warmen Sonnentagen durch das stattliche Bauerndorf Oberfeld am Waldeging, der konnte am Südbende des Dorfes auf der Bank vor einem kleinen, notdürftig instand gehaltenen, uralten Holzhäuschen einen alten Mann sitzen sehen, der teilnahmslos mit den blöden Blicken des Gewohnheitstrinkers vor sich hin starrte, an einer niemals brennenden Pfeife



Der alte Mann sah auf einer Bank vor dem Holzhäuschen.

lultte und die Vorübergehenden keines Blickes würdigte. Es war eine stiche, zusammengebrochene Gestalt, schwach und kraftlos, weniger vom Alter gebrochen, als vielmehr von Leidenschaften und Lasten. In wilden Strähnen hing das weißgelbe Haar dem Greise ins Gesicht, ungepflegt waren Körper und Kleidung, kurz, der Mann bot ein Bild des Jammers.

So war es denn schwer zu glauben, daß dieser Mann, der nun fast kindisch geworden, im Gemeindearmenhause lebte und als Bettler ein elendes Dasein fristete, der seinen Mitbürgern eine Last war, die man lieber heute als morgen los wurde, einst einer der ersten Männer von Oberfeld und ein stolzer Großbauer gewesen war, dem der stattliche Waldeggerhof mit Wiesen, Weiden und Wäldern im Ausmaße von vielen Morgen, und einem Stall voll des schönsten Viehs und der schneidigsten Rosse gehört hatte.

Kürzer Dinstag's Bote für 1923.

Viele Jahre hatte der Waldegger als erster Gemeinderat und rechte Hand des Vorstehers das Dorf regiert, sein Wort galt alles und sein Rat war gesucht.

In seinen guten Tagen war der Waldegger ein Bauer gewesen, wie man weit und breit keinen besseren hätte finden können, ein echter Bauer, arbeitsam, eigensinnig, stiernackig und stolz, der unbedingte Herr in seinem Hause, der keinen Widerspruch duldete und Gehorsam forderte von Weib und Gefinde, obwohl er sich erst durch Heirat in den schönen Hof wie in ein warmes Nest gesetzt hatte.

Denn Jakob Uebelsam, so hieß der Waldegger, war einst nur als einfacher Großknecht auf den stattlichen Bauernhof gekommen. Der alte Waldegger hatte keinen Buben, sondern nur eine nicht mehr ganz junge Tochter besessen. Ihm hatte der fleißige Knecht wohl gefallen, ebenso seiner Tochter, daher war es schon nach Jahresfrist zum Verspruche gekommen, und wenig später wurde die Hochzeit gefeiert.

Als bald darauf der alte Waldeggerbauer einem Herzschlag erlag, da war der arme, ehemalige Knecht, der nur zwei kräftige Arme und einen hellen Kopf sein eigen genannt hatte, ein Großbauer geworden.

Es war wohl nicht Liebe gewesen, was den Jakob Uebelsam um die Tochter seines Bauern freien ließ, der schöne Besitz hatte ihm in die Augen gestochen, aber die Waldegger Jenz hätte es bei keinem Manne ihrer Kreise besser haben können, denn Jakob Uebelsam achtete sein fleißiges Weib, das den vorhandenen Wohlstand mehren half, das am Morgen die erste und am Abend die letzte war, und lebte mit ihm, den einen Kummer, daß die Ehe kinderlos blieb und den sie gemeinsam teilten, abgerechnet, ruhig und zufrieden dahin, bis das Schicksal diesem Frieden in der Gestalt einer jungen, maifrischen und kernigen Großmagd, der Eva Mirberger, ein jähes Ende bereitete.

Neben der blühenden Dirne verschwand die rasch alternde Bäuerin, und die schwarze Eva, wie man die Großmagd kurz nannte, weckte in dem im besten Mannesalter stehenden Bauern nie gekannte Leidenschaften und brachte sein Blut zum Sieden.

Man munkelte und raunte bald auf dem Hofe, dann im Dorfe und bald war es ein offenes Geheimnis, was auf dem Waldeggerhofe vorging. Bevor es aber zu einem öffentlichen Skandale kam, starb die Bäuerin eines ebenso raschen Todes wie ihr Vater. Die Schande, die ihr der eigene Mann im eigenen Hause antat, hatte ihr das Herz gebrochen.

Und nun kam erst recht der Eva Mirberger ihre Zeit, denn der Waldegger kümmerte sich in seiner herrischen, rücksichtslosen Art um kein

Gerede, um keinen Brauch und alte Sitte und machte die Großmagd schon wenige Monate nach dem Tode der ersten Frau zu seinem Weibe.

Damit war der gute Stern des Waldeggerhofes untergegangen.

„Wenn die schwarze Cv, dieser Satan, erst amal Bäurin ist,“ hatte ein uralter Knecht, der schon beinahe sechzig Jahre auf dem Hofe war, gesagt, „gnad' Gott dem Bauern, dann kann er tausendmal büßen, was er an der Frau gesündigt hat.“

Diese Prophezeiung eines alten Mannes ging getreulich und in einer Weise in Erfüllung, wie es kein Mensch hätte ahnen können.

Zunächst mußte das alte Gesinde sein Bündel schnüren, denn die Cv wollte keine Diensthofen auf dem Hofe, neben denen sie noch als Magd gedient hatte. Dann erst fühlte sie sich als Herrin nicht allein über Knechte und Mägde, vor allem über den Bauern, über den sie eine geradezu dämonische Macht gewann. Der starke Mann war Wachs in ihren Händen, und was sie wollte und befahl, das geschah und mußte geschehen.

Jakob Uebelsam hatte sich zu Lebzeiten seiner ersten Frau in einer guten Stunde den ganzen Besitz für den Fall, daß sein Weib ihm im Tode vorangehen sollte, vor dem Notar vermachen lassen, um so mehr konnte Cv jetzt aus dem Vollen schöpfen. Mit beiden Händen gab sie das von drei Geschlechtern in harter Arbeit Erworbene aus. Die alte, einfache, aber gediegene Einrichtung des Hauses wurde mit allem, was von der ersten Frau herrührte und an sie gemahnen konnte, um einen wahren Schundpreis an einen Trödler verkauft, der selten im Leben ein so gutes Geschäft gemacht hatte. Dann wurde das ganze Haus von oben bis unten neu eingerichtet. Sämtliche Möbel kamen aus der Stadt, ebenso die Wäsche und die Kleider, in Obernsfeld konnte es kein Handwerker und keine Näherin der Waldeggerin recht machen.

Wie staunten und raunten die Waldegger, als sie die Waren sahen, die fuhrweise aus der Stadt für den Waldeggerhof kamen. Da waren Möbel, die in jedes gute Stadthaus besser als in ein Bauernhaus gepaßt hätten, Kleider, Stoffe für Vorhänge und Wäsche aus feinstem Leinen mit Spitzen und Rüschen wie für eine vornehme Stadtfrau.

Die Waldegger schüttelten ob solch einer Verschwendung verständnislos den Kopf und wunderten sich, daß Jakob Uebelsam dies duldet. Der aber war mächtig stolz auf seine Frau und zahlte die langen Rechnungen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Die tiefsten und ergiebigsten Brunnen sind aber zuzeiten, so in heißen Sommern oder regenarmen Wintern, schon ausgeschöpft worden. Der Waldeggerhof war solch ein tiefer Brunnen, aber es kam auch solch ein heißer, wasserarmer

Sommer über ihn, als Cv, die Großmagd, seine Herrin wurde.

Das ging so einige Jahre. Auf dem Waldeggerhof lebte man in Saus und Braus. Die Cv kannte keine Grenzen, und obwohl der Bauer in lichten Stunden einsah, wohin dieses Drausloswirtschaften notwendig führen mußte, war es doch nicht mehr in seiner Macht gelegen, dem Abwärtsgleiten Einhalt zu gebieten. Er hatte nie Gewalt über Cv gehabt, und als er doch dann und wann zur Mäßigung riet und über unnütze Ausgaben erbot war, da lachte ihn sein Weib einfach aus, nannte ihn einen Geizhals und Drumbär und tat, was sie wollte.

Jakob Uebelsam stand, wie gesagt, dem allem völlig machtlos gegenüber. Er galt bald überhaupt nichts mehr auf dem Hofe, denn auch das Gesinde, das nicht mehr aus so braven, arbeitsamen Leuten bestand, wie früher, gehorchte lieber der Bäuerin als dem Bauer, da Cv wohl oft streng und dann maßlos in ihrem Zorne war, viel öfter dagegen fünfse grad sein ließ. Das sah Jakob Uebelsam in klaren Augenblicken ein. Um die innere Warnerstimme zu übertönen, ging er immer öfter in die „Hölle“. So hieß nämlich eines der Obernsfelder Wirtschaftshäuser, das etwas außerhalb des Dorfes lag und im schlechtesten Ruße stand.

Jakob Uebelsam fand dort nicht seinesgleichen, das heißt keine Bauern von Obernsfeld, nur Tagelöhner, kleine Handwerker und Leute, die der Arbeit in einem großen Bogen aus dem Wege gingen. Das aber war ihm gerade recht, denn die Großbauern von Obernsfeld hatten ihn seit den letzten Ereignissen nicht mehr als ihresgleichen angesehen und ihn ihre Geringschätzung unverhohlen spüren lassen.

Bis dahin war es zwischen Jakob Uebelsam und seinem Weibe noch zu keinen ernstern Zerwürfnissen gekommen, da der schwache Mann noch in der Lage war, die unerfülllichen Wünsche der Cv zu erfüllen. Als er dann die Forderungen nach Geld — das aus den Erträgnissen des Gutes gewonnene wurde immer noch am Tage des Eingangs verbraucht — nicht mehr befriedigen konnte, besaß er doch selber oft nicht mehr einen Pfennig bares Geld, da gab es böse Stunden auf dem Waldeggerhofe.

Schließlich brachte das ausgleichende und vergeltende Schicksal auch jene Stunde, in der der Bauer, der an seiner Stättlichkeit viel eingeübt und schon alle Merkmale des Gewohnheitstrinkers hatte, die Entdeckung machte, daß der neue Knecht, der junge Fritz, seiner Bäurin besser gefiel als er. Da gab es auf dem Hofe einen furchtbaren Auftritt. Jakob Uebelsam wütete wie ein Wahnsinniger und schlug sein Weib, daß es sich wochenlang nicht mehr unter die Leute wagen konnte. Und bald darauf wurde der Bauer, als er eines Nachts schwerbetrunken

aus der „Hölle“ heimkehrte, von Unbekannten überfallen und halbtot geprügelt. Früh am Morgen ausziehende Mäher fanden den Bewußtlosen und trugen ihn heim. Wohl erstattete der Vorsteher gleich die Anzeige, jedoch die Täter konnten nicht ausgeforscht werden. Viele Wochen lang lag der Waldegger krank darnieder, sein kräftiger Körper aber überwand die schwere Gehirnerschütterung und er gesundete wieder. Ueber die Täter befragt, konnte auch er keine Auskunft geben, er war von hinten wie ein Stück Vieh niedergeschlagen worden.

Jakob Nebelsam aber, der einst so kräftige, stattliche Mann, war von jener Stunde an nur mehr ein Schatten seiner früheren Gestalt. Stark abgemagert hatte sich sein Oberkörper nach vorne gebeugt, die Haare waren ganz grau geworden und aus dem aufgedunsenen Gesichte starrten zwei glanzlose, blöde Augen.

Tagelang saß der Bauer in der „Hölle“; er war beim billigsten und schlechtesten Fusel angelangt. Zu Hause ließ er Weib und Gesinde schalten, wie sie wollten, er kümmerte sich um gar nichts mehr.

Der Verfall des einst so stolzen Anwesens war nicht mehr aufzuhalten. Das Geld einiger aufgenommenen Hypotheken war im Nu verbraucht, und als dann größere Beträge an Zinsen überfällig und nicht bezahlt wurden, da wandten sich die Gläubiger an das Gericht.

Nach wenigen Wochen wurde der Versteigerungstermin festgesetzt, der Waldeggerhof kam unter den Hammer, damit war das unrühmliche Ende des schönen Besitzes in erstaunlich rascher Zeit gekommen. Nun ging es auf dem Hofe drunter und drüber. Der Bauer saß in der „Hölle“ und verzehrte die letzten baren Groschen, die Bäuerin aber machte heimlich die reiche Einrichtung, die sie gekauft hatte, zu Gelde und die Dienstboten taten, was sie wollten, es war niemand mehr da, der sie beaufsichtigte und ihnen etwas anschaffte, also schauten sie alle, von dem fetten Bißsen, der in viele Teile ging, auch etwas zu erwischen.

Kurz vor der Versteigerung war eines Tages die Waldeggerin spurlos verschwunden, mit ihr natürlich der junge Knecht. Mit diesen beiden aber auch alles Geld, das sie sich durch die Verkäufe gemacht hatten. Die Gläubiger hatten das Nachsehen.

Als Jakob Nebelsam von der Flucht seines Weibes erfuhr, da lachte er in seinem Halbdusel — ganz nüchtern wurde er überhaupt nicht mehr — höhniisch auf, spuckte verächtlich aus und wandte sich wieder der „Hölle“ zu.

Zu der Nacht vor der Versteigerung hörte der Nachbar des Waldeggerhofes einen dumpfen, schußähnlichen Knall, und als er an das Fenster eilte, da sah er wie drüben an der Hauswand vom Waldegger eine grelle Flamme säule aufschob.

Sofort hatte er seine Leute geweckt und sprang selbst als erster halbangekleidet hinüber. Wohl sah er mit kundigem Blicke, daß die Flammen schon bis zum Dache hinaufschossen, allein für den Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit von einer anderen Erscheinung in Anspruch genommen. Der Waldegger nämlich rannte förmlich brüllend vor Schmerzen auf dem Platze vor dem Hofe hin und her. Seine beiden Hände sowie die Unterarme, von denen die Kleider in verkohlten Fetzen herunterhingen, waren mit schweren Brandwunden bedeckt. Eindringender Geruch von Petroleum verriet dem Nachbarn sofort die Sachlage. Jakob Nebelsam hatte wahrscheinlich im Rausche seinen Hof angezündet, dabei war infolge unworsichtigen Pantierens die Flasche Petroleum, die er dazu verwendete, in seinen Händen explodiert und hatte ihn schwer verbrannt.

„Lump,“ rief der erzürnte und erschrockene Nachbar, „was hast du angestellt! Es geht der Oberwind!“

Unter Oberwind war in Oberfeld der Föhn, der warme Südwind gemeint, der mit ziemlicher Stärke wehte und im Dorfe gefürchtet war, denn schon einmal war ihm das ganze Dorf zum Opfer gefallen.

Unterdessen waren auch die Leute des Nachbarn herangekommen, der nun rasch seine Befehle gab. Wenig später klagte es vom Turme durch das nachtschlafende Dorf, dessen Bewohner in jähem Schrecken aus dem ersten Schlummer reißend. Das Feuer konnte, vom Winde angefaßt, nicht mehr gelöscht werden, denn bis endlich genügend Leute mit den Spritzen da waren, hatte es den Waldeggerhof schon ganz ergriffen. Wie rasend verbreiteten sich die Flammen, und im Verlaufe einer weiteren halben Stunde hatte das gefährliche Element noch weitere drei Höfe ergriffen, die sich in der Windrichtung befanden. Nur dem Umstande, daß der Föhn nachließ und für die aus den Nachbardörfern eintreffenden Feuerwehren Wasser genügend vorhanden war, dankte Oberfeld dieses Mal seine Rettung, sonst wäre das stattliche Dorf ein zweites Mal, wie vor sechzig Jahren, ein Raub der Flammen geworden.

Jakob Nebelsam wurde noch in dieser Nacht verhaftet und am nächsten Morgen in die Kreisstadt dem Gerichte eingeliefert.

Als seine Brandwunden geheilt waren, kam er vors Schwurgericht. Trotzdem ihm seine Bolltrunkenheit als mildernd angerechnet wurde, hatte er doch noch eine vieljährige Zuchthausstrafe zu verbüßen. Und als diese Jahre endlich vorüber waren, da wurde Jakob Nebelsam völlig mittellos als ganz gebrochener, alter Mann seiner Heimatgemeinde überstellt. Und da konnte man den ehemaligen Großbauern an warmen Sonnentagen auf der Bank vor dem Armenhause

sitzen sehen. In seine starren, ausdruckslosen Augen kam nur dann ein flüchtiger Glanz, wenn eine mitleidige Seele dem alten Manne eine kleine Gabe reichete.

Dann wußte sich Jakob Uebelsam heimlich wieder Schnaps zu verschaffen, denn die „Hölle“ stand immer noch und dem Wirt kam es nicht drauf an, seinem ehemals besten Gaste noch ein Gläschen extra einzuzufenken.

Seitdem sind wieder eine Reihe von Jahren vergangen und immer noch sitzt an sonnigen Tagen die gebrechliche Gestalt des Jakob Uebelsam vor dem Armenhause in Obernsfeld, es ist als habe das Schicksal ihm zwei Leben gegeben. Während er so seine Tage, die kein Ende nehmen wollen, teilnahmslos und halb blöb verdöst, wurde der Waldeggerhof von seinem neuen Besitzer in seiner früheren Stattlichkeit wieder erbaut und sieht in seinen Wänden neues Leben und ein blühendes Geschlecht heranwachsen.

Der Meidkopf.

Eine Kärntner Bauernschurre.

Von Hans Kerschbaum.

Go Gynen das Vieh an böser Seichen-Krankheit verderbet / kan oft das Verneyden die Ursach davon seyn / Ist gut dafür: tuch auff Dein Hauß-Dach einen holzenen Menschen-Kopff mit ausgestreketer Zungen / und ieglicher Meyd ist gebanet. NB. Solches Mittel ist viel verbreit und angesehen im teutschen Land / allwo es heißet Meidkopff.“

„Dös kumt's toan!“ sagt der Sepp-Michl.
„Sakra, dös kumt helfa!“

Da hatte er jetzt etwas Brauchbares gefunden: So ein altes Büchel mit „Allerhandt curieuses Mitteln und absonderlichen Sympathien gegen viel Art Krankheit item Hexerey und teuflische Bezauberung etc. etc.“ — so ein altes Büchel, denkt er sich, ist doch was Gutes, wenn's einer hat im Haus.

Drei „Fackn“ (Schweine) in einer Woche sind ihm verendet, dem Sepp-Michl. Das hält einer nicht lang aus. Allerweil jetzt das Kreuz mit dem Vieh: drei Jahre her schon die Seuchen — gerade drei Jahre, seitdem er überm Graben drüben den Anderle zum Nachbarn hat.

„Hast ein'n reichen Nachbarn,“ sagt er zu seinem Weib, dem er eben das Stück vom „Meidkopf“ vorgelesen, „so bist du der Hascher; hast einen noch ärgeren Fretter wie du selber bist, nachher verneidet der dir dein bissle Mehr. . . Ist halt ein hartes Sein auf der Welt!“

Und das Weib wücht mit dem Schürzenzipfel eine Träne aus dem Auge und klagt: „Auweah! Die drei scheanen Fack'n — iaza seint sö dahin!“
„Ja, sö seint dahin,“ sagt drauf das Bäuerle

betriibt „Aber dös mit dem Meidkopf verjuach ih. Der Zoggelmacher-Naze — moan ih — der schnit mir so ein'n Kopf — die lang' Zung' is d' Hauptsach'n, dös versteh' ih ganz quat“

Das Stück vom Meidkopf erscheint dem Sepp-Michl wie ein hilfeverheißender Fingerzeig; er lieft es nochmals andächtig für sich, dann steckt er den alten Schmöcker in die Tasche und geht damit zum Zoggelmacher-Naze, der drunten im Graben in einem zerlemperten Häufele daheim ist.

Unterwegs denkt er immer noch mit Wehmüt an die drei verendeten „Fackn“ und auch der derbe Bauernspruch: „'s Weibversterb'n is noch kein Verderb'n — aber 's Viehverröcka, das kann den Bauern schröcka“ — fällt ihm ein. Etwelches Wahres mag schon auch daran sein, denkt er sich, und den Meidkopf wolle er so auf sein Dach setzen, daß er seinem Nachbar Anderle schnurgerad' die Zunge über den Graben hinüberzeige. Woher soll denn das „Vermante“ sonst sein wie vom Anderle?

Ein wenig schwerhörig und ein eichteles schwerbegriffig ist der alte Zoggelmacher-Naze wohl; aber im Schnitzen ist er ein Hauptmensch. Die hölzernen Herrgöttlein für die Feldkreuze und die Dachmanneln, die bei kräftigem Luftzug lustig zu tanzen oder Holz zu sägen beginnen, die macht nur der Naze so sauber — vom Zoggelmachen (Zoggel = Holzschuhe), das keine „Kunst“, sondern ein Handwerk ist, gar nicht zu reden. . . „Ein'n Menschenkopff, sagit?“ staunt der Naze und rückt seine Hornbrille von der Nase weg auf die Stirn.

„Ja, a so oan moan ih,“ sagt das Bäuerle.

„Und a lange Zung', sagst, miußt er ham?“

„Ja, a lange Zung' — 's sege war die Hauptsach'n“

„Hm — hm!“ Der Naze wiegt bedenkjam sein kahles Haupt.

„Sagst, Naze, schaug — a so moanet ih's. . .“ Der Sepp-Michl reißt den Mund auf und streckt die Zunge heraus so weit 's geht.

„Ja, ja — ih versteah dih schon,“ sagt der Zoggelmacher. „G'macht han ih halt a so oan no nia — wern ma halt sech'n. . . Aber sag mir amal, Michl: za was eppan brauchst denn du a so ein'n Kopf — ha?“

Der Sepp-Michl nimmt das alte Buch aus der Tasche und lieft dem Zoggelmacher das Stück vom Meidkopf vor.

„Ah so — ah so — z'wegenst den!“ Er begriff es nun.

„Ja, z'wegenst 'n Meid,“ erklärte das Bäuerle.

„Hm — hm!“ nickt der Naze. „Wann du glabst, daß ih a so oan z'jammbracht. . .“ Wie groß willst 'n denn ham, den Kopf?“

„Amal so groß schon — moan ih — wie der meinige.“

„Amal so groß wie der deinige, moanst? Na ja — na ja — wie du halt glabst — dös

werd schon a fester Kopf — müassest mir halt ein'n groß'n Klotz bring'n — ein'n ahornen.“
 „Is schon guat,“ sagt der Sepp-Michl, „ih bring' dir schon ein'n schean'n Klotz.“

Und ehe er hinter sich die Tür zumacht, steckt er nochmals seinen eckigen Bauernkopf herein und mahnt: „Die Zung' — daß d' nit vergißt — hü'sch lang — af d' d'z kimb 's moaste drauf an!“

„Werd schon wern — werd schon wern,“ beruhigt ihn der Raze. „Fiat Gott, Michl...“

Und als eines Morgens der Anderle über den Graben zu seinem Nachbar Sepp-Michl hinüberschaut, da bleibt ihm zuerst ein wenig der Berstand stehen; er wischt mit dem Handrücken über die Augen, weil er besser sehen möchte, dann sagt er zu seinem Weib: „Du, Seafele, geh, schang deacht du amal ume, was afn Sepp-Michl-Dach für a Endsviech huckt.“

Die „Seafele“ ruft ganz erschreckt: „O Maria! Was hat denn der af sein Dach g'setzt? ... 's sege is koa Viech nit — 's sege is a Lotter mit oaner eselslangen Zung'!“

„Was — a Lotter, sagst, war' d'ös — mit oaner langen Zung'?“

„Ja! Und die Zung' zoagt er grad af uns her.“
 „Af uns zoagt er die Zung' her? ... Ja, was tat denn d'ös eppan bedeuten?“

Der Anderle geht aus der Stube, geht hin bis an den Grabenrand und äugt allweg hinüber auf des Sepp-Michl's Dach, wo vom Hausgiebel, wie herausgewachsen, der Reidkopf zu ihm herüberschaut.

„Was zoagt mir denn der die Zung' ume?“ fragt sich der Anderle. Die Sache kommt ihm gleich so vor, wie wenn sie gegen ihn gerichtet wäre; der Sepp-Michl hat letztere Zeit her etwas verdrießlich getan.

Und als ob er schon auf diesen Augenblick gewartet hätte, kommt der Sepp-Michl bei seiner Haustür heraus; die Hände in den Hosentaschen, die „Tshedra“ (Stummelpfeifelein) ganz drüben im Mundwinkel — so stellt er sich breit vor sein Haus hin und schaut sich auch seinen Reidkopf an.

„Was hast denn du da für ein'n Lotter af dein Dach g'setzt?“ ruft der Anderle hinüber.

Der Sepp-Michl nimmt das Pfeifel aus dem Mund und spuckt heftig aus.
 „Ja, moanst du, ih lasset mir mein ganz' Vieh verneiden?!“ ruft er ein bißchen giftig herüber.

Der Anderle weiß nicht gleich, was das heißen soll.

„Was sagst — 's Vieh verneiden? ... Wer soll dir denn 's Vieh verneiden?“

„Berstell' dih nit a so dumm, Anderle! Moanst, ih wisset's nit — seit drei Jahr' han ih dö Seuchen im Haus — w'rum hab' ih sie fröhaher nia nit g'hab'? ... Drei Zuck'n in oaner Wochen — moanst, d'ös war' a G'pfaß?!“

Jetzt kennt sich der Anderle schon aus.
 „Gla'bst du eppan gar, ih war' dir um dein' Sacha neidig?“

„Is halt jista koana da wie du? Und du hast koa Jahr nia d' Seuchen im Haus.“

Das stimmte: sie waren hier oben am Berghang die zwei einzigen Nachbarn, und der Anderle hatte nie eine Viehseuche im Haus.

Er ist nicht streitsüchtig, der Anderle; jetzt hätte er Anlaß gehabt, dem Nachbar ein heftiges Wort zurückzusagen. Aber er tat es nicht. Ein bißchen absonderlich mit dem Kopfe wackelt er und sagt: „Geh, Michl, laß dih nit auslachen!“

Und dreht sich seinem Hause zu. So im Gehen fällt ihm ein, daß es in manchen Gegenden üblich ist, ehe man einem Fremden das Vieh zeigt, unversehens rasch die Zunge herauszustrecken oder auch vor die Stalltür hinzuspucken — solches wäre gegen das Verneiden. Der Anderle gibt darauf nichts; aber nun verstand er den Zweck des hölzernen Kopfes auf des Sepp-Michl's Dach.

Arg verdrossen hat ihn die Sache doch, und jeden Tag, so oft ihm sein Blick über den Graben hinübersflog, wurmte ihn dieser „Karenkopf“, wie er ihn hieß, immer ärger.

„Daß er mir allweil die Zung' a so herreckt — d'ös is mir schon deacht z' dunim!“ sagte er voll Grimm „Zh han eahnt nia nix tan, dem Michl!“



Die „Seafele“ ruft ganz erschreckt: „Was hat denn der af sein Dach g'setzt?“

Wie es ihm wieder einmal den Blick hinüberreißt, eben als die Sonne den Reidkopf so beleuchtet, daß dieser dem Anderle eine boshaft-höhnische Grimasse herüberschneidet, da dreht der sich um, neigt seinen Oberkörper ein wenig nach vorn, sein Hinterteil aber ein reflektisches

zurück und ruft erboßt: „Saumandl, dreckets, mit deiner ausg'reckten Zung' — du kannst mich ...!“

Als er solches gesagt, da war ihm, als wäre ihm ein wenig leichter, denn es ist ihm gleicherzeit ein absonderlicher Gedanke aufgegangen. Zuerst hat er so ein Weilchen still hingefonnen, dann ist ihm sein Gesicht immer mehr und mehr auseinandergefloßen, und zum Schluß hat er in sich hineingelacht: „Wart, Sepp-Michl, — jetzt kannst du dich ein bißele giften — du hast ang'fangt!“

Es verging noch eine hübsche Weile, aber der Anderle ärgerte sich nimmer über des Sepp-Michls Reickkopf. Wenn er zuweilen doch wieder hinüberschaute, dann grinste er immer so verschmizt und sagte vor sich hin: „Wart nur noch ein eichteles — werst schon bald was z'toanen krieg'n!“

Damit meinte der Anderle den Reickkopf.

Und eines Tages hockte auf Anderles Dachgiebel ein merkwürdig Männlein in einer Stellung, die gar keine Zweideutigkeit zuließ: drei Spannen hoch, den Oberkörper nach vorn geneigt und das unverhüllte Hinterteil schnurgerade über den Graben hinüber des Sepp-Michls Reickkopf zugekehrt.

„So,“ sagte der Anderle zum Reickkopf hinüber, „damit, daß du nit umajunst dein' Zung' a so herreckst!“

* * *

Daß der Sepp-Michl insgeheim gar grimmig das niederträchtige Trukmännlein auf Anderles Dachgiebel betrachtete, läßt sich leicht verstehen. Aber er war still — angefangen hatte ja er. Als ihm bald nachher auch der vierte „Fact“ verendete, tat er den Reickkopf vom Dach wieder herunter und der Anderle tat darauf mit seinem Dufatenmännlein desgleichen. Die zwei Bergbäuerlein wurden dann wieder gute Nachbarn.

Des Sepp-Michls „Sawirtschaft“ — der Quell ihrer Entzweiung — wurde sodann nach Anderles Ratschlägen von Grund auf „reformiert“.

Der Käfig.

Erzählung von Franz Wichmann.

„Mein Vogel, mein Vogel!“

Die kleine Traudl schrie so jämmerlich, daß Thomi Hocheder in seinem eiligen Gang einhielt. Der einzige, elfjährige Sohn des reichen Torfbauern kam selten an dem einsamen Häuschen des Waldhüters Schnell vorüber. Er kannte das einige Jahre jüngere Mädchen nur von der Kirche her, wo er es schon öfter mit seiner Mutter gesehen hatte.

Ueber den grasbewachsenen Boden flatterte etwas den nahen Büschen zu.

Thomi sprang der Kleinen nach, die anfangs wortlos und bestürzt dagestanden, jetzt aber daranging, den Entwichenen wieder einzufangen. Es war nicht der Drang, ihr zu helfen. Aber die Jagd machte ihm Spaß. Schneller als das Mädchen griff er in die Haselstaude und zog das zappelnde Tierchen heraus.

„Das ist ja ein Zeiserl.“

Traudl machte ein glückseliges Gesicht. „Gelt, hab' mir's denkt. Weil ich ihn nur wieder hab'!“

„Der gehört jetzt mein!“ sagte der Thomi hart.

Das Kind sah ihn erschrocken an. Dann brach plötzlich ein Tränenstrom aus seinen großen blauen Augen und es schrie laut auf.

„Mein Vogel, — gib mir meinen Vogel!“

Das Geheul war dem Buben zuwider. Er hielt ihr die halbgeöffnete Hand hin, aus der sie behutsam das zitternde Tierchen nahm. „Also, — da hast ihn wieder.“

Ein dankbarer Blick traf ihn, ein sonniges Lächeln sog die letzte Träne auf. „Du bist doch gut. Und die andern schimpfen immer auf dich.“

„Da mach' ich mir nichts daraus!“ meinte der Thomi stolz. Aber das Lob schmeichelte ihm. „Reidisch sind sie uns, weil wir die Reichsten sind.“ Er sah wieder auf den zappelnden Vogel, den die Hand der Kleinen krampfhaft umschlossen hielt. „Hast du es erwischt, das Zeiserl?“

Traudl nickte. „Nimmer fliegen hat's können. Am Flügel hat's was Wehes.“

„Und was tußt jetzt damit?“

„In einen Käfig muß es.“

„Hast denn einen?“

Das Mädchen war ganz betroffen. „Ach nein.“ Die Tränen wollten schon wieder kommen. „Bielleicht macht mir der Vater einen,“ hoffte sie.

„Wo ist denn der?“

„In den Wald gegangen. Und die Mutter ist ins Dorf.“

„Also ganz allein bist? Da muß ich dir schon helfen. Einsperren müssen wir ihn. Sonst holt ihn die Kat'.“

Katlos sahen die beiden umher. Bis Thomi eine Entdeckung machte. „Da liegt ein alter Korb. Hol ihn. Den Deckel binden wir zu.“

Traudl sprang davon. Dann nahm Thomi ihr den Vogel aus der Hand und tat ihn in das halbdunkle Gefängnis. Während das Mädchen ihm ängstlich zusah, fragte es: „Wohin gehst denn?“

„Zum Schnapsbrenner am Schattenbühl. Soll für den Vater ein Zwetschgenwasser holen.“

„Da mußt aber über den Staffelbach.“

„Ja, warum nicht?“

„Vater hat gesagt, über die Brücke darf man

nimmer gehen. Seit das große Wasser war. Sie könnte zusammenbrechen.“

„Ich komm' schon hinüber!“ rief der Thomi selbstbewußt, „ich fürcht' mich nicht.“

„Das sollst aber nicht. Ich jag's dem Vater.“

„Der hat mir gar nichts zu sagen. Ich tue, was ich will.“ Damit war er fort.

Traudl, die den Korb fest in beiden Händen hielt, sah ihm ganz erschrocken nach. Dann be-



Das Kind sah ihn erschrocken an.

gann sie von neuem zu weinen, der Vogel war für den Augenblick vergessen. Wenn einer in den Bach fällt, wird er tot, hat der Vater gesagt, und der Thomi soll nicht tot sein.

Zwei Arme zogen sie an sich. „Was hast denn, Traudl?“

Der Waldhüter war heimgekehrt. Die Büchse über die Schulter zurückwerfend, nahm er die Kleine auf den Schoß. Der fiel jetzt ihr Gefangener wieder ein. „Einen Vogel hab' ich, Vater.“

„So, — aber was hast zuvor geredet? War der Hocheder-Thomi hier?“

„Ja, über die Brücke will er. Ich hab's ihm gesagt. Aber er hat nicht hören wollen.“

Der Waldhüter sprang auf. „Der dumme Bub!“ schalt er. „Eigentlich verdient er's gar nicht, daß man sich um ihn sorgt. Ist so trotzig und eingebildet wie der Alte. Aber nachschauen sollt' man doch. Ist Christenpflicht.“

„Vater, einen Käfig mußt mir machen für's Zeiserl!“ rief Traudl ihm nach.

Aber Konrad Schnell hörte nicht. Und wirklich kam er gerade noch recht. Was er längst befürchtet, war eingetreten. Der gefährliche

Steg war gebrochen. Die Trümmer lagen im Bache. Dazwischen, bis zum Halse im Wasser, der Hocheder-Bub. Schimpfend zog er den Schreienden heraus. „Der Traudl hast's zu danken, daß du noch lebst. Und jetzt mach, daß du heimkommst. In den nassen Kleidern kannst nicht zum Schnapsbrenner.“

Beschämt schlich der Thomi davon. Daß der Waldhüter ihn gerettet, ging ihm wider den Stolz. Der Vater sah ja nur mit Verachtung auf den armseligen Menschen herab. Aber mit der Traudl hatte er eigentlich doch recht. Das mußte er gutmachen.

Als der Vater zurückkehrte, hörte das Kind kaum auf seine Erzählung. Es war wieder ganz mit seinem Vogel beschäftigt. „Einen Käfig tußt mir machen, gelt.“

„Warum nicht gar. Dazu hab' ich nicht Zeit,“ brummte der Waldhüter. „Laß ihn fliegen.“

„Er kann ja nicht. Ich muß ihn pflegen und gesund machen.“

„Du bist ein dummes Ding. In einem Käfig wird keiner gesund.“

Am folgenden Morgen saß das Zeiserl noch immer in seinem Korb. Aber zu klein Traudels Freude hatte es Futter genommen. Während sie vorsichtig durch den Deckel lugte, klang eine helle Knabenstimme hinter ihr: „Da schau, was ich hab'?“

Der Thomi stand da und hielt ihr die Hand hin.

Traudl betrachtete das glänzende Silberstück und blieb stumm.

„Ein Georgitaler ist's. Der Vater hat ihn mir gegeben. Für dich. Weil ich nicht in dem Bach ertrunken bin.“

Traudl schob seine Hand zurück. „Behalt's. Ich mag es nicht. Einen Käfig will ich.“

Thomi war gekränkt. Als der Waldhüter herantrat, bot er diesem das Geldstück. Aber auch der wies es zurück. „Grüße deinen Vater und sag ihm, daß wir kein Almosen nehmen. Wir haben, was wir brauchen.“

Wieder ging der Knabe beschämt davon. Sein Hochmut war schwer verletzt. Er wollte nicht in der Schuld des armen Waldhüters stehen und faßte einen Entschluß. In der Abenddämmerung kam er wieder. Mit einem schönen neuen, drahtgeflochlenen Käfig. „Den hat mir der Vater kaufen müssen. Für dich, Traudl. Damit ich dir nichts schuldig bin,“ setzte er selbstbewußt hinzu.

Das Kind jauchzte auf und nahm diesmal ohne Besinnen das Geschenk. Der Vater wollte Einwendungen machen, aber da begann es so laut zu weinen, daß er nachgab. Und das Zeiserl wanderte in sein neues Haus.

Traudl verlebte glückliche Tage. Stundenlang beschäftigte sie sich mit glänzenden Augen nur mit ihrem Vogel. Sie gab ihm Zucker, nahm

ihn heraus, küßte ihn und nannte ihn mit den schönsten Namen. Dann wieder schmückte sie den Käfig mit Blumen und trug ihn herum wie eine Mutter ihr Kind. Für die Qual des armen Tierchens aber hatte sie kein Verständnis. Jetzt, da seine Verletzung geheilt war, kannte es nur eine Sehnsucht, die Freiheit. Verzweifelt flog es immer wieder gegen die Gitterstäbe, bis es keuchend und matt sich in einen Winkel verkroch und geängstigte Blicke auf seine kleine Peinigerin warf. — — —

„Guten Morgen, liebes Zeiserl!“ Aus dem Bette waren wieder Traudls erste Schritte nach dem Vogel gewesen. Es dämmerte erst, und er schien noch zu schlafen. Sie langte den Käfig von der Wand herab, um den Gefangenen zu füttern. Aber was war denn das? Der lag ja am Boden! Vom Stangl mußte er gefallen sein. Wie sie ihn ansah, war er steif und kalt. Da begriff sie's. Tot war es, ihr Zeiserl, tot! So bitterlich hatte sie noch nie geweint.

Ihr Jammergeschrei zog die Mutter herbei. „Armes Kind!“ bedauerte sie. „Da ist nun nichts mehr zu machen. Wir wollen ihn recht schön begraben.“

Aber der Trost versagte nicht. „Meinen Vogel muß ich wieder haben, meinen Vogel!“

„Vater wird dir einen andern fangen,“ rief Frau Schnell ins Nebenzimmer.

Der Waldhüter trat heraus und strich bedächtig seinen langen blonden Vollbart. Er schien ernster als sonst und sah voll Mitleid auf den kleinen leblosen Zeißig.

„Da werd' ich mich wohl hüten.“

Die Mutter wollte auffahren. „Das wirst du doch unserer Traudl nicht antun. Es ist der erste große Schmerz, den sie erlebt.“

„Muß auch kommen. Und der des armen Vogels war größer. Lange genug hab' ich's mitangesehen. Aber jetzt hat's ein Ende. Komm her, mein Kind.“ Er setzte sich auf den nächsten Stuhl und zog die weinende Traudl auf sein Knie. „Ich weiß wohl, daß du mich nicht verstehest. Aber sagen muß ich dir's doch.“

„Mein Zeiserl ist tot!“

„Still. Freuen sollst du dich, wenn er dir wirklich lieb war. Denn jetzt ist ihm wohl. In deinem Käfig aber war er arm und elend.“

Traudl sah ungläubig zu ihm auf. Einen Moment stockten ihre Tränen. „Woher weißt du denn das?“

„Weil für jeden Gefangenen der Tod eine Erlösung ist. Er schafft ihm die Freiheit wieder, die du ihm genommen.“

„Aber ich hab' ihn doch mit Zucker gefüttert.“

„Auch Zucker kann bitter schmecken. Mögest du es nie erfahren. Was deine Freude war, war sein Elend. So geht es oft auch bei den Menschen. Er wollte frei im Walde umherliegen, und du sperrtest ihn ein. Was meinst

du, wenn wir das dir täten? Und du hast doch nicht einmal Flügel.“

Die Waldhüterin war gerührt. Sie fuhr sich mit der Schürze über die Augen. „Eigentlich hast du ja recht, Vater. Aber du sprichst wie ein Prediger, — und das Kind begreift dich ja nicht.“

„Um so schlimmer,“ meinte der Waldhüter und stand auf, — „dann wird es ihr einmal das Leben predigen müssen.“

Wider Erwarten aber schienen seine Worte doch Eindruck auf das Kind gemacht zu haben. Als Traudl allein in der Stube geblieben war, streichelte sie den toten Vogel, küßte ihn und sagte: „Armes Zeiserl. Ist dir's denn wirklich so schlecht gegangen? Schau, wenn ich das gewußt hätte, hätt' ich dich fliegen lassen. Gelt, du verzeihst mir's?“

Zufällig kam der Hocheder-Thomi wieder des Weges, als sie ihren Vogel im Schatten einer Buche begrub. Er half ihr dabei. Und schließlich mußte er ihr ein Kreuz in die Rinde schneiden. Damit es ganz so war wie auf dem Friedhofe.

Seit diesem Tage erschien er häufiger. Der Waldhüter mochte es nicht verwehren, daß er mit dem Mädchen spielte und scherzte, denn Traudl vergaß über ihn ihren Vogel.

Das ging lange so weiter. Dann erlebte das Mädchen einen neuen Schmerz. Der Thomi mußte fort. In die Stadt sollte er, auf eine hohe Schule. So war's des Vaters Wille. Für einen Bauern war ihm sein einziger Sohn zu gut. Hans Hocheder war ein Prozeßierer. Einen großen Teil seines Reichthums hatte er durch erfolgreiche Prozesse mit den Nachbarn gewonnen. Darum hatte er gewaltigen Respekt vor den Rechtsanwälden. Und so einer sollte der Thomi, der ein aufgeweckter Knabe war, werden. Dem Buben war's recht. Er hielt sich auch für was Besseres.

Die Hocheders waren in Riedau wenig beliebt. Ihr Hochmut trug die Schuld daran. Und der Unwille übertrug sich auch auf den Sohn. Seine Schulkameraden waren froh, ihn loszuwerden. Traudl aber weinte ganz untröstlich, als sie den liebgewonnenen Gespielen verlieren sollte. Erst die Zeit tröstete sie. Und dann der Reißiger Klaus, des Staffelmüllers kleiner Lehrbursch. Er war in Thomis Alter und mußte ihr den verlorenen Gespielen ersetzen. Der Waldhüter mochte ihn gut leiden, und in seiner freien Zeit kam er immer von der nahen Mühle herüber.

Jahre vergingen. Frei und froh, ein rechtes Kind des Waldes, wuchs Traudl zu einer lieblichen, schlanken Jungfrau heran. Flink und fleißig schaffte sie den ganzen Tag im Hause. Am Abend aber ruhte sie am liebsten unter der Buche, wo ihr Zeiserl begraben lag. Und da

fand sich immer der Klaus, der längst ein Müllergefelte geworden war, zu ihr.

Thomi hatte das Gymnasium hinter sich und kam nur noch in den Ferien heim. Gern hätte auch er das Waldhüterhaus aufgesucht, aber der Vater litt es nicht. Das paßte nicht für einen Studenten.

In einem warmen Sommerabend saßen Traudl und der Mühlknappe wieder unter der Buche. Vom Kirchweihntanz sprachen sie, der nächste Woche im „Löwen“ stattfinden sollte.

„Und gelt, mit mir machst den ersten Steirischen.“

Die Traudel war Weib geworden. Sie wußte, wie hübsch sie war und daß alle Burschen im Dorfe nach ihr schauten. Verstoßen sah sie den Frager von der Seite an. „Du kannst doch auch mit anderen Mädchen tanzen.“

„So, — dann sag' ich denen auch zuerst meine Neuigkeit.“

„Was für eine Neuigkeit? horchte die Evas-tochter auf.“

„Brauchst sie nicht zu wissen,“ schmollte Klaus.

„Ich will sie aber wissen.“

„Nur, wenn du mir den Steirischen ver-spricht.“

„Also sag's,“ gab sie nach.

Der Hocheder-Thomi ist wieder da. Seit gestern abend. Ist jetzt fertig, heißt's. Ein großer, schöner gelehrter Herr ist er worden.“

„Der Thomi?“ sprang Traudl auf „Das ist ja prächtig! Hab' ihn so lang nimmer gesehen. Hoffentlich kommt er nun auch einmal zu uns heraus.“

„Da ist er schon,“ tönte hinter der Buche hervor eine Stimme. Der Genannte war's. Jetzt war er sein eigener Herr, und vom Vater ließ er sich nichts mehr sagen. „Griß dich Gott, liebe Traudl!“ Er streckte ihr beide Hände entgegen. „Herrgott, bist du aber groß und schön geworden!“

Das Mädchen errötete verschämt. Als sie wieder aufjah, hatte der Müllergefell sich schweigend entfernt.

Am nächsten Sonntag hielt sie ihr Wort. Der Reißiger-Klaus bekam den ersten Steirischen. Dann aber tanzte sie nur noch mit dem Hocheder-Thomi, der sich um die anderen Mädchen kaum kümmerte. In den nächsten Tagen wanderte dieser allabendlich zum Waldhüterhause hinaus, um den Rest des Tages mit Traudl zu verplaudern.

Konrad Schnell sah das eine Weile mit unwirscher Miene an. Einmal aber sagte er: „Auf ein Wort, Herr Hocheder. Ich kann's nimmer dulden, daß Sie meinem Mäd'el den Kopf verdrehen. Sie paßt nicht für einen vornehmen Herrn.“

Da lachte Thomi laut auf. „Das versteht Ihr nicht, alter Bär. Ich kenn' sie besser.

Und ich sag' Euch, sie wird eine prächtige Frau Rechtsanwältin werden.“

Der Waldhüter wollte auffahren; aber sein Weib zog ihn beiseite. „Nach doch keine Dummheiten, Alter! Wenn es ihm ernst ist, in Gottes Namen. Unsere Traudl wird eine vornehme Frau werden!“

Als Thomi in der Dämmerung heimkam, saß der Torfbauer noch auf der Bank vor dem Hause und rauchte seine Pfeife.

„Spät kommst; wo warst denn wieder?“

„Bei meiner Braut.“

„Was? — Warst heute nicht beim Waldhüter? Oder willst du gar sagen, — daß — —“

„Daß die Schnell-Traudl mein Weib wird.“

„Pöffen!“ Der alte Hocheder klopfte erregt seine Pfeife aus. „Da hab' ich doch auch ein Wörtl mitzureden.“

„In Herzenssachen laß' ich mir nichts vor-schreiben,“ trockte der Thomi.

Der Bauer sah den Sohn von der Seite an. Er hatte grob werden wollen, aber eigentlich gefiel ihm das. Ganz so wie er! Als er die Piese nahm, hatte er's auch nicht anders gemacht. Und sein Sohn war ein Studierter, den ge-traute er sich schon gar nicht wie einen andern zu behandeln. Dann aber machte sich doch das Unerhörte von Thomis Vorhaben geltend. Das war ja nicht viel mehr als eine Betteldirn', die da seine Schwiegertochter werden sollte!

„Die Schnell-Traudl ist keine Frau für dich. So ein vornehmer Herr wie du braucht eine Feine. Und das Mäd'el hat ja gar keine Bildung.“

„Die wird sie halt noch lernen müssen. Das laß' nur meine Sorge sein, Vater. Geheißt genug ist sie, um mir einmal Ehre zu machen.“

Die sichere Ueberzeugung, der feste Wille Thomis imponierten dem Alten. „Aber arm wie eine Kirchenmaus bleibt sie doch,“ suchte er noch einmal einzuwenden.

„Was macht das! Bist du nicht reich genug, um darnach nicht zu fragen. Es gibt nicht viele Väter, die ihre Kinder wählen lassen können, wen sie wollen.“

Das wirkte. Der Bauer war an seiner schwächsten Stelle getroffen. Sein Geldstolz siegte. Da mochten die Leute wieder einmal sehen, was er sich leisten konnte! „Recht hast!“ nickte er und stopfte sich beruhigt eine frische Pfeife.

„Von mir aus soll dir nichts im Wege stehen.“ Weniger leicht wurde es Thomi, die Zustimmung des Waldhüters zu erlangen. Er blieb dabei, daß seine Tochter nicht für einen Studier-ten passe, und der alte Hocheder mußte erst selbst wegen der Werbung kommen, ehe er schließlich dem eifrigen Zureden seines Weibes nachgab.

Es wurde vereinbart, daß Traudl zunächst in die Stadt geschickt werden müsse. Dort sollte sie in einer Pension, was sie als Gattin Thomis unbedingt wissen mußte, lernen.

Der Abschied des Kindes, das zum ersten Male Haus und Heimat verließ, fiel den Eltern unendlich schwer. Noch schwerer aber dem Reifiger-Klaus. Der Staffelmüller wollte seine Mühle verkaufen. Da war es fraglich, ob er unter dem neuen Besitzer bleiben und sie jemals wiedersehen würde.

Bei der Trennung unter der Buche an einem wehmütig-schönen Herbstabend verriet er, was er bisher immer verschwiegen hatte. „Alles Glück wünsch' ich dir, Traudl,“ brach es schluchzend und stoßend aus ihm heraus. „Denn schau, so lieb, wie ich, kann keiner dich haben. Darum, wenn es dir schlecht gehen sollte in der Stadt, denk daran, daß es einen auf der Welt gibt, der dich nie vergißt.“

Hestig drückte sie ihm die Hand. Antworten durfte sie ja nichts auf das, was sie so lange geahnt und nun endlich erfuhr — — —

Traudl machte sich mit großem Eifer an die ihr gestellte Aufgabe. Und es war gut, daß sie keine Zeit zum Nachdenken fand. Allmählich aber ward es ihr doch ängstlich zumute. Nichts als Lesen, Schreiben und rechnen hatte sie gekonnt. Und was sollte sie jetzt alles lernen! Das waren ja Dinge, von denen sie nie eine Ahnung gehabt.

Wenn nur der heimatliche Wald sie umgeben hätte! Da wäre es vielleicht leichter gegangen. Thomi, der jetzt als Praktikant wieder in der Stadt war, besuchte sie oft, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen. Aber sie merkte es wohl, er war nicht zufrieden. Es ging ja auch furchtbar langsam. Und eigentlich war diese sogenannte Bildung entsetzlich langweilig. Doch ihre frevelhaften Gedanken durfte er nicht ahnen. Sie suchte sich mit Gewalt zu zwingen. Ein Zwang, der ihr allen einstigen Frohsinn raubte. Würrisch und verdrossen saß sie vom Morgen bis zum Abend in ihrem eleganten Zimmer und lernte, was nicht in ihren Kopf wollte.

Wie schön war es daheim im Waldhüterhause gewesen. Das hier war ja ein schrecklicher Käfig, in den man sie eingesperrt hatte. Und plötzlich kam ihr der Gedanke an das arme Zeiserl, das ein so trauriges Ende genommen. Ging es ihr denn jetzt anders? Wie gut verstand sie jetzt, was ihr damals der Vater gesagt. „Für jeden Gefangenen ist der Tod eine Erlösung.“ Und dennoch sperre man sie ein! Freilich, der Thomi fütterte sie mit dem Zucker schöner Worte, wie sie es einst mit dem Vogel gemacht. Aber der Zucker schmeckte ihr nicht. Wenn sie sterben könnte, dachte sie, — um auch erlöst zu werden! Dann gäbe es doch einen, der ehrlich um sie trauern und weinen würde. Nicht der Thomi, — denn der war ja schuld, daß sie in dem schrecklichen Käfig saß, aber der arme, gute Klaus!

Ihre Wangen wurden bleich, die hellen Augen

verloren ihren Glanz. Gleich Flügeln wuchs ihr die Sehnsucht. Und wenn sie noch lächelte, sah es so traurig aus, als dächte sie an ein verlorenes Glück.

Immer klarer wurde es ihr. Das, was sie da lernen sollte, verstand sie ebensowenig, wie sie Thomi verstanden hatte. Er wurde ihr immer fremder. Das Glück, von dem die Mutter so begeistert gewesen, war in Wahrheit keins. Die Stadt, in der sie fortan leben sollte, war auch nichts wie ein großer Käfig. In ihren Träumen rauschte das Wasser, klang das Klappern der Staffelmühle. Ach, — da wäre Freiheit und Seligkeit!

Die innere Qual, die sie verzehrte, machte Traudl krank. Ein schleichendes Fieber begann ihre kräftige Gesundheit zu untergraben. Thomi, der in Verzweiflung geriet, ließ die besten Aerzte kommen. Sie konnten nicht helfen. Nur einer fand schließlich das Rechte. „Wenn sich nicht ein bedenkliches Brustleiden entwickeln soll, muß die Kranke wieder in ihre Heimat gebracht werden. Nur dort ist es möglich, daß sie sich erholt.“

Der Käfig öffnete sich. Thomi selbst brachte sie in den Wald zurück. Als sie das ärmliche Vaterhaus wieder sah, weinte sie vor Freude, und bewegt drückte sie die Hand des Verlobten. „Ohne dich wäre ich zugrunde gegangen, wie das arme Zeiserl. Aber ich fürchte, daß ich dir's niemals vergelten kann.“

Er verstand; sie kämpfte einen harten Kampf.

„Du meinst, daß du nicht zu mir passst?“

„Daß du unglücklich werden würdest mit mir,“ schluchzte sie auf.

Thomi atmete schwer. „Ich habe dich zu lieb, Traudl, um dir zu widersprechen. Morgen kehre ich in die Stadt zurück. Du aber sollst hier bleiben.“ — — —

Schneller, als es jemand hatte denken können, blühte das befreite Mädchen wieder auf. Ihre blassen Wangen färbten sich mit frischem Rot, ihre Augen strahlten wie einst, sie konnte wieder lachen.

Das verging ihr, als eines Tages ein Brief von Thomi kam. „Im Herbst werde er zurückkommen,“ hieß es darin, „und dann könne Hochzeit sein. Zuvor aber müsse sie ihm noch ganz aufrichtig mitteilen, wen sie lieber habe, ihn oder den Reifiger-Klaus?“

Da raffte sie sich auf und schrieb ihm alles. „Du bist mir ein lieber, treuer Freund, und wirst es immer bleiben. Aber meinesgleichen kannst du nicht sein. Ich fühle, du stehst zu hoch über mir. Dein Wirkungskreis ist die Stadt. Mir aber würde sie immer ein Käfig bleiben. Ich kann nur leben in Wald und Feld. Mit dem Klaus kann ich alles reden, was du nicht verstehst. Er paßt zu mir. Aber ich weiß nicht, was werden soll. — Die Staffelmühle

wird verkauft. Dann muß er fort. Ein armer Gesell. Aber er wird sich schon durchschlagen. Und ich mit ihm, denn ich begehre keinen Reichtum. Wenn es die Eltern zugeben, gehe ich mit ihm. Gott wird uns schon helfen."

Darauf kam noch einmal ein Brief. Er enthielt nur wenige Worte. „Es bleibt bei meiner Bestimmung. Im Herbst soll deine Hochzeit sein, — mit dem Klaus. Ich selbst werde kommen."

Weinend preßte Traudl das Schreiben an ihre Lippen. „Ich hab' es ja gewußt. Er steht hoch über mir. Er ist so gut wie Gott!"

Der Herbst war da. Widerstrebend nur hatte Traudls Mutter eingewilligt. Der Vater aber schien froh über die unerwartete Wendung, die das Schicksal seines einzigen Kindes genommen. Nur die Zukunft des jungen Paares machte ihm Sorgen. Der Klaus mußte ja mit seinem künftigen Weibe ins Ungewisse wandern. Was er als Geselle verdiente, reichte schließlich wohl für zwei zu einem bescheidenen Leben. Wie aber, wenn Kinder kamen? Auf der Staffelmühle konnte der Geselle nicht bleiben. Sie war bereits in andere Hände übergegangen. Den Käufer kannte in Niedau niemand. Er sollte erst eintreffen. Einstweilen stand die Mühle still.

Thomi hatte Wort gehalten. Er war zur Hochzeit gekommen, — still und ernst, aber, wie es schien, zufrieden. Als das Mahl beendet war und die Gäste sich müde getanzt hatten, ließ er es sich nicht nehmen, die Neuvermählten selbst im Wagen seines Vaters, mit dem er eingetroffen war, heimzufahren.

Es war dunkle Nacht, als das Fuhrwerk hielt. Klaus Reißiger sprang zuerst heraus. „Aber wo sind wir denn?" stutzte er. „Das ist ja gar nicht das Waldhüterhaus!"

„Du hast dich verirrt, Thomi!" rief jetzt auch Traudl. „Zur Staffelmühle hast du uns gefahren."

„Zu eurem Heim."

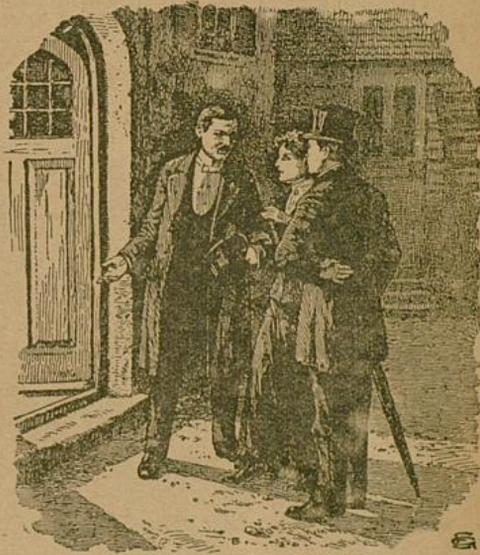
„Wie, — was?" stauten die beiden und glaubten zu träumen.

„Ich habe sie gekauft. Von jetzt an aber gehört sie euch. Das ist mein Brautgeschenk, Staffelmüllerin. Einst habe ich dir einen Käfig geschenkt, in dem dein armer Vogel zugrunde gehen mußte. Und dann wollte ich dich selbst in einen andern sperren, in dem es dir auch nicht besser ergangen wäre. Zu rechter Zeit hab' ich mein Unrecht eingesehen, und dieser, denke ich, soll dir besser gefallen. Er steht offen mitten in deinem geliebten Walde, und du kannst frei ein- und ausfliegen, wie du willst."

Traudl war es, als ob sie ihm zu Füßen fallen, seine Knie umschlingen müsse. Solch ein Mensch!

„Du lieber, edler Freund! Das ist zu viel, zu viel! Wie soll ich dir das jemals danken!"

Ein wehmütiges Lächeln verschönte Hocheders blaßes Gesicht. „Indem du glücklich bist, Traudl. Kann die Liebe mehr begehren? Jetzt segne ich meinen Reichtum, der mich früher stolz und eingebildet machte. Er erhält seinen wahren Wert erst, wenn man andere durch ihn beglücken kann. Denn das ist die reinste und schönste Freude. Und weißt du noch, wie ich als Bub' in den Bach gefallen bin? Da hätte ich ohne dich ertrinken müssen, und du hast mir das Leben



Ein wehmütiges Lächeln verschönte Hocheders blaßes Gesicht.

gerettet. Wie hätt' ich dich da in dem Käfig sterben lassen können! Nur Schuldigkeit war's, daß ich dich daraus befreite. Zu danken hast du mir nichts. Nur daran denke stets: Wenn du deinen Klaus glücklich machst, so machst du's auch mich. Behüt' Gott euch allezeit!"

Der Kakenscheck.

Humoreske von Wolfgang Kemter.

Mit allen Zeichen einer heftigen Gemütsregung, händeringend und verweint kam die Müllerin von Pfaffenberg zu ihrer Base, der Vorsteherin. Diese saß mit ihrem Manne gerade beim Besperbrot in dem geräumigen und kühlen Hausflur.

Die Vorsteherin sah gleich der Müllerin verweinte Augen.

„Benz, was ist denn mit dir?"

Die Müllerin trocknete sich rasch mit der Schürze die Tränen weg, dann sprach sie mit

schmerzlicher Stimme: „Denk dir, Margret, jetzt ist mei Miezifagerl a verschwunden. Dös hübsche, liebe Vieherl. Ueberall haben wir scho g'sucht, bald in jedem Haus bin i g'wesen, koa Mensch hat dös Tierle g'sehen, koaner hat mir a Auskunft geben können. I kömmt' g'rad heulen.“

Und sie tat es auch, wenigstens ließen ihr die hellen Tropfen über die Backen.

Die Vorsteherin ließen die Tränen der Base ziemlich kalt, obwohl auch sie eine Kazennärin war, allein sie hatte die ihre noch.

So sprach sie: „Jetzt geh, Zenz, wegen aner Kay' tut ma doch nit so, als wär' einem a Kind g'storben. Wird scho wieder kommen, dei Rot-scheffel.“

„I hab' koa Hoffnung mehr. Fünf Tag' ist's no nie ausblieben, höchstens zwa, drei. Na, na, sie kommt nimmer. Und da soll i ka Trauer nit haben um a so schöns Tierle. Die beste Mauserin ist's g'wesen weit und breit. Fünfhundert Kronen hat mir der Koblhöfer von Kusdorf geben wollen um die Kay'. Mit um tausend, hab' i g'sagt. Alle Tag' hat sie drei bis vier Mäus' bracht.“

„So viel Mäus' habt ihr?“ fragte spöttisch der Vorsteher.

Die Müllerin warf ihm einen giftigen Blick zu. „Baum- und Feldmäus' sind's g'wesen. Im Haus hat mei Miezifagerl scho aufg'räumt. Ja, Margret, was tatest du, wenn dir dei Graue wegfäm'?“

Die Vorsteherin bekam einen roten Kopf.

„Zenz, verruf' nig. Guad' Gott, wenn i so an Lumpen draufkäm'. Mei Graue, die stolzeste Kay' im Dorf.“

„Na, da siehst es, wenn d' bloß dran denkst, kommst ganz aus dem Häuß'l. Betteh.“ wandte sie sich an den Vorsteher, „es sind a paar Kazendieb' im Dorf. Die meinig' ist scho die fünft', die weg'kommen ist. Und alleweil sind's die schönsten . . .“

„. . . und fettesten.“ lachte der Vorsteher. „Dös gibt an guten Braten und 's Fell wird heut a gut zahlst.“

„Wenn i so an Lumpen erwischen tät“, rief die Müllerin wild, „mit meiner Hand tät' i ihn zerreißen, den Kazenfresser.“

„Na, na, Bas' Zenz“, meinte der Vorsteher begütigend, „nachher tußt dir halt wieder a andere Kay' her, es gibt ja guua.“

„I pfeif' auf alle Kazen, wenn i die meinig' nimmer krieg“, zürnte die erboste Müllerin.

„Das' 's gut sein“, sprach der Vorsteher, „dei Kay' hätt' ja a nit ewig g'lebt, nachher hättest dir doch wieder a andere hergetan. Vielleicht kommt's amal auf, wer die Vieher g'maußt hat. Neugierig wär' i selber. Wie ist's denn, Bas' Zenz, kann man der Lina bald gratulieren?“

Damit lenkte der Vorsteher das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Ja“, rief nun auch die Vorsteherin lebhaft, „i hab' di a scho fragen wollen. Man redet im Dorf.“

„Was denn?“

„Daß euere Lina mit dem fremden Monteur, der im neuen Schulhaus die Heizung installiert, a G'spußi hab'.“

„Wahr ist's, der Herr Groner hat a Aug' auf die Lina g'worfen. Es ist a recht a feiner, nobler Mensch, wenn er a bloß Monteur ist. Aber er hat Manieren und viel g'sehen. Der Lina g'fällt er a. Er will sich in der Stadt bald selbständig machen und a eigenes G'schäft anfangen; nachher wollen die zwei dann heiraten.“

„Hm, hm“, machte der Vorsteher etwas bedächtig und ein wenig mißtrauisch. „Bas' Zenz, habt ihr euch amal nach dem Mann erkundigt?“

„Warum? Der Herr Groner ist a hochanständiger Mensch, nit so a Holzloß wie unsere Buben im Dorf. Des wär' sei a Beleidigung, wenn man sich nach so am Mann no erkundigen tät'. Wär' no schöner, so a lieber Mensch und mißtrauisch sein. Der Vater ist a einverstanden.“

„So, i hätt' denkt, der Müller wär' vorsichtiger“, brummte der Vorsteher, der eigensinnig wie alle Bauern seinen Gedanken nachhing, „bei diesen fremden Leuten weiß man nie recht, wie man dran ist. Können Lumpen und die ärgsten Gauner sein, die uns dumme Bauern a bißel drankriegen möchten. Arbeiter ist er a ganz guter, wenn ihm drum ist, sonst aber weiß man halt gar nix von ihm. Vielleicht ist's a so a Anarchist.“

„A was, papperlapapp“, ereiferte sich die Müllerin. „Der Herr Groner ist scho recht. Was braucht denn einer mehr z' sein, wie a guter Arbeiter. Geld muß er koans haben, Gott sei Dank, die Lina kriegt guua mit. Die Suppler-Mariam, bei der er wohnt, ist voll Lob über ihren Mieter. So an soliden, braven Menschen hätt' sie no koan g'habt, sagt sie. Wenn er nit bei uns auf Stubet ist, so geh' er alle Tag schon um halb zehn ins Bett. Und können und verstehen tut er rein alles. Dem Vater hat er die Uhr repariert, jetzt geht sie wieder auf die Minuten, und mir hat er mei Regenbach g'flickt, daß es koan Mensch von am neuen unterscheiden kömmt'.“

„Alsdann“, rief die Vorsteherin mit ihrer etwas mißtönigen Stimme, die auch ungewollt so klang, als sei sie der Ausdruck einer neid-erfüllten Seele, „alsdann ist dös g'rad a Muster-mensch. Gebt's nur acht, daß ihr koa Enttäuschung erlebt, der Lina ging's ihrer Lebtag nach.“

„Jetzt bitt' i schön“, pfauchte die Müllerin, „dös laßt nur unsere Sach' sein. Oder sollt' vielleicht gar was anderes dahinterstecken. Hat vielleicht euere Sepha a auf den Herrn Groner

g'spielt. I kann nix dafür, daß mei Lina a bissel sauberer ist "

"Zenz!"

Mit hochroten Gesichtern standen sich die zwei Bawen wütend und kampfbereit gegenüber.

"Zenz, dös ist a Gemeinheit g'wesen, unsere Sepha ist a anständig's Mädle, dös schaut so an fremden Hudri gar nit an. Brauchst koa Angst nit z' haben, sie schnappt ihn der Lina nit weg, hahahaha, so a Idee. Und was die Schönheit anbelangt, so kann sich unsere Sepha no allweil neben eure Lina stellen, verstanden!"

"Margret, willst du vielleicht sagen, die Lina sei koa anständig's Mädle. Du, i sag' dir's, mach mi nit wild."

Bevor aber die Vorsteherin erwidern konnte, fuhr ihr Mann mit einem derben Fluch dazwischen.

"Berruckte

Weibsbilder,

fahrt's einander g'rad no in die Haar' und beult's euch. Müllerin, du bist a so a rabiate Kocken. Wir haben's nur gut g'meint, du legst es uns natürlich ganz anders aus, alsdann sind wir still, uns geht ja die Sach' nix an. Wegen deiner Katz' kann i dir nur oan Rat geben, mußt alle

Fleischtopf' und Bratpfannen im Dorf untersuchen, in oam steckt dei Mezikatz' sicher drinn."

Dieser Hohn schlug dem Faß den Boden aus. Die Müllerin zitterte vor Wut.

"Vorsteher!" schrie sie, sich zum Gehen wendend, "i dank' dir für den Spott, vielleicht wird er dir vergolten. I geh', mi seht's nimmer in eurem Haus." Damit schlug sie die Türe hinter sich zu, daß alles krachte, und stürmte wütend davon.

Es waren keine acht Tage vergangen, da fehlte Vorstehers Graue. Als sie nach vier Tagen noch immer nicht heimgefunden hatte, da war kein Zweifel mehr, daß auch diese Prachtkatz' in einem Pfaffenberger Fleischtopf oder einer Bratpfanne zu suchen sei, wie der Vorsteher der Müllerin recht höhnisch versichert hatte.

Nun rastete die Vorsteherin; im ersten Anfall beschuldigte sie sogar ihre Base, daß sie am Verschwinden der Kaze mitbeteiligt sei. Dem Vorsteher kostete es alle Mühe, sein Weib von diesem Gedanken abzubringen. Es sei ganz gewiß so

ein Spitzbub' im Dorfe, der die schönsten und fettesten Kazen abfinge

Während sie noch darüber sprachen, kam die Marie-Kathrin, die Frau des ersten Gemeinderates, mit ganz derselben Klage. Auch ihr schwarzer, wunderschöner Kater war seit Tagen spurlos verschwunden, obwohl gar nicht die Zeit war, wo die Kazen ihre Nachtfeste feierten

Man beriet lange hin und her, was zu tun sei, kam aber schließlich zu keinem Ergebnisse, denn der Vorsteher erklärte, er könne doch nicht jede Katz' im Dorfe bewachen lassen, überdies hätte er nur einen Polizisten. Sein Weib war energischer. Sie ließ sich den Gemeindepolizisten kommen. Das war ein kleines, spindeldürrs Männlein, dessen kupferrote Nase die Freuden

seines kümmerlichen Daseins allzudeutlich verriet. Infolge seiner Bewaffnung als Polizeiminister von Pfaffenberg — ein derber Knotenstock war seine einzige Wehr — hatte er es gar nicht nötig, das Pulver erfinden zu haben. Trotzdem zeigte seine Miene einen solchen Grad von Schlanheit, daß man ihm den aller schwersten



Mit hochroten Gesichtern standen sich die zwei Bawen wütend und kampfbereit gegenüber

Fall leichten Herzens anvertraute und ganz Pfaffenberg sich ruhig schlafen legte, wenn es wußte, daß dieses Auge des Gesetzes wachte

Die Vorsteherin erklärte ihm, um was es sich handle.

"Kerschbaumer," schloß sie ihren längeren Vortrag, "seht gebt fein acht, spioniert im Dorf herum, ganz im geheimen, Ihr versteht mi, koa Mensch darf etwas wissen davon. Schleicht Euch herum, hauptsächlich zur Kochenszeit, und macht Eure Sache gut. Wenn Ihr den Kazardieb, den schandbaren, erwischt, nachher gibt's a Extra-belohnung. Mei Mann hat no a Faß'l im Keller, dös ist a Wein'l, über den die Engel im Himmel jauchzen täten; auf a paar Liter kommt's mir dann nit drauf an. Habt Ihr verstanden?"

Da leuchteten die Augen des spindeldürrs Polizisten und seine Nase erglänzte hell wie ein Karfunkel.

"Frau Vorsteher," beteuerte er, "i krieg' ihn, den Lumpen, Ihr könnt Euch drauf verlassen, i krieg' ihn."

Am nächsten Tage schon fand das Pfaffenberger Katzensterben eine scheinbar ganz natürliche Erklärung.

Der kleine Polizist stolzierte wachsamem Auge durch die Hauptgasse, als die Straße herauf im raschen Trab der Metzger Steiner vom Nachbardorfe daherfuhr. Neben dem Pferde lief ein großer, schwarzer Fleischerhund.

Plötzlich stuzte der Hund, sprang dann in mächtigen Sähen, ohne sich um das Rufen und Pfeifen seines Herrn zu kümmern, gerade auf Kerschbaumer los, ramte das Auge des Gesetzes respektlos über den Haufen und jagte mit schrecklichem Geheul einer Katze nach, die sich dort vor einem Hause ruhig gesonnt hatte. Der arme Polizeihauptmann von Pfaffenberg war unglücklichlicherweise genau in die Angriffsrichtung des Köters hineingetappt und war so ein Opfer der urewigen Feindschaft zwischen Hund und Katze geworden. Der Hund erwischte denn auch die Katze, da sie in der Eile nirgends einen Unterschlupf fand, und hatte sie in zwei, drei Minuten manjetot gebeutelt.

Noch auf dem Boden sitzend, denn er konnte sich vor Schreck nicht gleich erheben, war Kerschbaumer Zeuge dieses Mordes.

„Oho! Uha!“ Diese Ausrufe waren Beweis, daß ihm eine ganze Vogenlampe aufgegangen war. Während der Hund wieder seinem Herrn, der weitergefahren war, nachrannte und die tote Katze liegen ließ, erhob sich Kerschbaumer ächzend und hinkte dem Vorsteherhause zu.



Der Hund sprang in mächtigen Sähen einer Katze nach.

Der Katzenwertilger war entdeckt und der Wein verdient

„So ein Rabenwieh,“ wetterte die Vorsteherin, als sie erfahren hatte, daß der Hund des Metzgers Steiner wahrscheinlich alle Katzen erbißen habe, „na, der Steiner, döz ist a reicher Mann, der kann scho zahlen.“

Und nun folgte eine Reihe von kopflosen und unüberlegten Handlungen, die nur durch die überaus erregte Stimmung der Katzenbesitzerinnen einigermaßen erklärt werden können.

Alle jene Pfaffenbergerinnen, denen ihre Lieb-

linge abhanden gekommen waren, taten sich zusammen; die Vorsteherin und die Müllerin würdigten sich zwar keines Blickes, waren aber in der Sache einig, und beschloßen in einer stürmischen Sitzung, den Metzger Steiner für das Verschwinden ihrer Mians verantwortlich zu machen, denn, so sagten sich die überchlauen Weiber, es war nur Zufall, daß Kerschbaumer gerade Zeuge eines solchen Katzenmordes wurde, in den anderen Fällen war vielleicht kein solcher zugegen, und der Metzger ließ die erbißenen Katzen gleich verschwinden, vielleicht gar noch, um Pelz und Fleisch zu verwenden. Man kann nie wissen —

Also schrieben die Pfaffenbergerinnen dem Metzger Steiner einen langen Brief, dessen kurzer Sinn der war, daß er für acht von seinem Hunde getötete Katzen Schadenersatz zu leisten habe, und zwar keinen geringen.

Als Steiner diesen Brief erhielt, da lachte er sich darüber halbtot; dann erklärte er, die Pfaffenberger Weiber seien die dümmsten Gänse nicht nur von ganz Europa, sondern von der ganzen Welt; endlich steckte er einen blanken Hunderter in einen Briefumschlag und schrieb dazu, daß er inliegend hundert Kronen für die von seinem Hunde allerdings getötete Katze sende, das werde für das Dreckvieh wohl genug sein, im übrigen habe sein Hund vorher und nachher keine Katze in Pfaffenberg erbißen, damit Schluß.

Der beleidigende Ton dieses Schreibens, besonders aber das Wort Dreckvieh empörte die Pfaffenbergerinnen außerordentlich.

Die Moser-Bäckin, der die erbißene Katze gehört hatte, erklärte, sie sei mit hundert Kronen keineswegs zufrieden, sie verlange fünfhundert. Das sei nicht zu viel. Also wurde im hohen Rat beschloßen, den Metzger Steiner beim Gerichte auf Schadenersatz zu verklagen.

Gesagt, getan. Es kam wirklich zu einer Gerichtsverhandlung, zu der sowohl Steiner wie auch die Klägerinnen mit Advokaten und außerdem, vom Gerichte geladen, zwei Sachverständige erschienen.

Zuerst wurde die Angelegenheit der Moser-Bäckin verhandelt. Da die Sachverständigen, offenbar keine Katzenfreunde, ihr Gutachten dahin abgaben, daß hundert Kronen für eine Katze genug seien, fiel die Moser-Bäckin mit ihrer Klage glänzend unter den Tisch und mußte, um die Kosten zu zahlen, zu dem empfangenen Hunderter noch zwei weitere dazulegen.

Einen noch kläglicheren Verlauf nahm die Verhandlung über die weiteren Klagen, denn die Klägerinnen konnten eigentlich nicht nur nicht beweisen, daß des Metzgers Hund ihre Katzen getötet hatte, Metzger Steiner konnte unwiderleglich darlegen, daß er an jenem Tage, an dem das Unglück mit der Katze der Moser-Bäckin geschehen sei, überhaupt zum ersten Male

mit seinem Hunde durch Pfaffenberg gefahren sei, denn er hätte das Tier erst drei Tage vorher gekauft. Damit war die Sache erledigt, das Klagebegehren wurde abgewiesen und den Klägerinnen alle Kosten aufgebürdet. Bei der Urteilsverkündung bemerkte der Richter, daß ihm kaum einmal eine solch unbegründete, fast mutwillige Klage untergekommen sei.

Als die geschlagenen Pfaffenbergerinnen heimwärts wanderten, da weinten sie vor Zorn und Wut und beschuldigten sich gegenseitig, den blamablen und kostspieligen Prozeß angeregt zu haben. Ein Wort gab das andere und der Schluß brachte die schönsten Ehrenbeleidigungen und neue Feindschaften.

Inzwischen war auch die schneeweiße Angorkatze der Pfarrerschänkerin verschwunden, um nie wiederzukehren.

Und jetzt sah man wohl ein, daß man auf falscher Spur gewesen war.

Freilich war es zu spät, denn die ellenlangen Rechnungen der Advokaten wollten beglichen sein.

Der alte Kerschbaumer bekam schlechte Zeiten. Erstens war es mit dem Weine nichts und zweitens flogen ihm, wo er sich sehen ließ, die bösesten Schimpfworte an den Kopf.

Die nächste Katze, die verschwand, war der rote Kater der Kramerin, dann der schöne Tiger der Mesmerin. Nun ging durch ganz Pfaffenberg ein Klagen; die Mädchen und Weiber versprachen sogar eine Wallfahrt nach Maria-Berg, wenn dieses rätselhafte Verschwinden der schönsten Katzen aufgedeckt und der oder die Uebelthäter erwischt werden könnten.

Der reine Zufall war es, der endlich nach langem Hangen und Bängen Licht in diese dunkle Sache brachte.

Der Vorsteher mußte eines Tages verschiedener Geschäfte wegen in die Stadt. Auch seine Frau gab ihm einen Auftrag; er sollte nämlich beim Kürschner Gruber in der Marktstraße nach den Pelzpreisen fragen. Sie wollte der Tochter auf Weihnachten einen Pelz kaufen, und vielleicht wären die Sachen im Sommer billiger zu haben, meinte die fürsorgliche Hausfrau.

Der Vorsteher versprach, Nachfrage zu halten, und fuhr ab. Da sich nun seine übrigen Ge-

schäfte etwas verzögerten, war es beinahe schon Mittag, als er den kleinen Kürschnerladen in der Marktstraße betrat. Der Laden war leer, aber in dem nebenanliegenden Arbeitsraume, dessen Türe offenstand, hörte er reden.

Sobald sprach Meister Gruber, dessen Stimme ihm ja wohl bekannt war: „Für diesen roten Katzenpelz kann ich Ihnen nur fünfzig Kronen geben, er ist eigentlich für mich kaum verwendbar, aber da wir schon öfter miteinander Geschäfte gemacht haben, will ich ihn Ihnen doch abnehmen. Für den schwarzen biete ich hundertachtzig und für den weißen hundertsechzig Kronen.“

Nun hörte der unfreiwillig Lauschende eine zweite Männerstimme, die dem Kürschner entgegenete: „Herr Gruber, Sie bieten zu wenig. . .“



Die zweite Männerstimme entgegenete: „Herr Gruber, Sie bieten zu wenig. . .“

Dieser schwarze Pelz ist einfach prima, es war aber auch ein Prachttier, und dieser weiße ist der Pelz einer schönen Angorkatze. Sie verkaufen die Pelze dann als alles mögliche, nur nicht als Katzen, und machen ein Heidengeschäft. Man kennt das schon.“

Der Vorsteher stutzte. Nicht allein, da es sich um Katzenpelze handelte und ihm plötzlich ein Ver-

dacht aufstieg, daß hier vielleicht die Pelze der Pfaffenberger Katzen angeboten würden, ihm kam auch die zweite Stimme so merkwürdig bekannt vor, er mußte sie schon irgendwo gehört haben, konnte sich aber im Augenblicke nicht erinnern, wo das geschehen sei.

Schon sprach drinnen der Kürschner, der offenbar nicht gehört hatte, daß jemand den Laden betreten hatte: „Also will ich für die drei Felle noch fünfzig Kronen zulegen, aber keinen Heller mehr.“

„Dann sind sie verkauft,“ rief die zweite Stimme.

Da trat der Vorsteher mit ein paar raschen Schritten unter die Türe und sah den Meister Gruber, der auf dem Arbeitstische drei weißgegerbte Katzenfelle liegen hatte, und vor dem Tische — den Monteur Groner.

Als dieser den Vorsteher von Pfaffenberg so urplötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor sich sah, da verfärbte er sich, war aber unter

Zurücklassung der Felle im nächsten Augenblicke durch die Türe, die auf den Hausflur hinausführte, verschwunden.

Der Vorsteher blieb zunächst eine ganze Weile vor Verblüffung auf der Schwelle stehen, dann rannte er durch den Laden auf die Straße hinaus, allein es war schon zu spät, von dem sauberen Monteur war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Enttäuscht kehrte der Vorsteher in den Laden zurück, wo ihm der Kürschner schon entgegenkam.

„Grüß Gott, Herr Vorsteher,“ rief er maßlos erstaunt, „jetzt sagen Sie mir, was soll denn das bedeuten?“

„Dös ist bald erklärt, Herr Gruber. Zuerst a Frag'. Hat der Bursch' Ihnen scho öfter solche Pelze bracht?“

„Zawohl, schon seit einiger Zeit bringt er mir nahezu alle Wochen ein bis zwei sehr sauber gegerbte Katzenfelle, die ich natürlich bei den heutigen Pelzpreisen sehr gerne kaufe. Aber kennen Sie ihn denn, und warum ist er vor Ihnen geflohen?“

„Der Schuft weiß warum. Wenn i den elendigen Kerl nur packt hätt'. Es ist a Monteur, der in unserem neuen Schulhaus die Heizung installiert hat. Vorgeestern ist er damit fertig geworden. Aber der Lump hat a no anderes trieben. Seit a paar Monaten sind bei uns im Dorf die schönsten Katzen spurlos verschwunden, eine nach der anderen, koa Mensch hat dös erklären können. Jetzt weiß ich's. Der Ganner hat sie alle z'sammeng'fangen und die Pelze verkauft. Haben S' so a Niedertracht und Gemeinheit scho amal g'hört. Da sehen S', Herr Gruber — er zeigte auf den weißen Pelz — dös war die Ungorakatz' der Häuserin vom Herrn Pfarrer, und die rote hat der Kramerin g'hört, die schwarze weiß i nit.“

Meister Gruber war nun allerdings höchlichst erstaunt, begriff aber die Flucht des Pelzverkäufers. Lachend meinte er: „In der Haut des Burschen möchte ich nicht stecken, wenn ihn die Pfaffenberger erwischen sollten. Wissen Sie was, Herr Vorsteher, für die drei Pelze gebe ich Ihnen das Geld, da können Sie den Leuten wenigstens einigermassen den Schaden ersetzen. Und wenn der Bursche noch einmal kommt . . .“

„. . . dann lassen Sie ihn hoppnehmen, auf meine Verantwortung,“ rief der Vorsteher.

Meister Gruber versprach es und händigte dann dem Vorsteher den Preis für die Felle aus. Nachdem dieser noch seinen Auftrag ausgerichtet, eilte er zum Gasthause, wo er sein Fuhrwerk eingestellt hatte. Er ließ dort sogleich anspannen und fuhr im schärfsten Trab nach Hause.

Es war noch nicht zwei Uhr, als sein Schimmel schweißtriefend vor dem Häuschen der Suppler-Mariann hielt.

Die kochte eben Kaffee, als der Vorsteher förmlich in die Küche stürmte.

„Wohnt der Monteur no bei dir?“ fragte er barsch und kurz.

Das Weibsbild erschrak sichtlich.

„Na,“ stammelte es, „nimmer, er ist heut morgen abg'reist. Mit dem Bot-Michel ist er wegg'fahren. Gestern haben s' no bei Müllers den Abschied g'feiert, in am halben Jahr soll Hochzeit sein.“

Ueber des Vorstehers Gesicht glitt ein äußerst spöttisches, fast hohnvolles Lächeln, als er an Müllers dachte; dann nahm er die Mariann in ein scharfes, unarmherziges Verhör. Er fiel gleich mit der Türe ins Haus.

„Sag, woher hat der Monteur die vielen Katzenfelle g'habt?“

„O du gütiger Himmel!“ schrie das Weibsbild kreidebleich.

„Heraus mit der Sprach!“ fuhr sie der Vorsteher an, „sonst kannst was erleben.“

Es half ihr nichts, sie mußte, wenn auch zögernd und ihr Tun mit tausend Worten beschönigend und entschuldigend, mit der Wahrheit heraus.

„Er hat halt,“ schloß sie, „so viel gern an Hasenbraten gessen, der Herr Groner, und weil er koa Hasen nit kriegt hat, so hat er g'meint, so a Katz gut zubereitet schmeckt g'rad wie a Has. Und zahlt hat er a gut, da hab' i ihm's nit absein können.“

„Alsdann hat der Lump alle unsere Katzen g'fressen und du hast sie kocht?“

Zitternd gestand es das Weib und duckte sich dann unter der Strafpredigt, die über sie in wenig gewählten Worten erging. Mit aufgehobenen Händen bat sie den Dorfgewaltigen, sie nicht unglücklich zu machen. Angeekelt verließ der Vorsteher die Hütte. Dabei brummte er: „Dreckweib, elendiges,“ aber so laut, daß es die Mariann noch hören konnte.

Am Abend wußte ganz Pfaffenberg die Neuigkeit: der Monteur Groner und kein anderer war es, der alle Katzen eingefangen, sie dann als Hasenbraten verspeist und die Felle verkauft hatte.

Gut, daß der Mann weit vom Schuß war; die Wut der Pfaffenbergerinnen kannte keine Grenzen, sie hätten den Katzenmörder gerädert, gebierteilt und lebendig begraben.

In der Mühle aber schlug die Nachricht wie eine Bombe ein. Zunächst waren alle sprachlos, dann aber ging der Spektakel los. Die Müllerin raste.

„Ist so was scho dag'wesen,“ schrie sie, „o, der Schuft, so schön hat er tun können, der scheineilige Satan, und mei Niezikazerl hat er verschnabuliert, o du heilige Zeit, jetzt sag' i gar nix mehr.“

Das war freilich nicht so wörtlich zu nehmen,

im Gegenteil, die Müllerin sagte noch sehr viel, raste und tobte und löste mit einem Machtwort die Verlobung ihrer Tochter mit dem graufigen Ragenfresser auf.

Die Lina aber heulte und wischte sich in einemfort mit dem Taschentuch über die Lippen, als müßte sie da irgendeinen schlechten Geschmack megwischen. Der Müller entfloß dem Wetter in seine Mühlstube.

Der Müllerin wurde direkt übel, wenn sie an die Spottreden dachte, die jetzt im Dorfe, besonders über sie, herumgehen würden.

In der Tat war es so. Alle, die bei der Ragengeschichte nicht beteiligt waren, hatten an der Sache das größte Gaudium, es wurde gespottet und gespöttelt, und Müllers kamen dabei nicht zu kurz. Die Müllerin und ihre Tochter wagten sich ein paar Wochen nicht mehr unter die Leute, so schämten und gifteten sie sich.

Der Huppeler-Mariann, die alsbald im Dorfe die Ragenböchin genannt wurde, brachten die jungen Burschen noch am selben Abend eine höllische Ragenmusik, die ihr noch lange in den Ohren gellte.

Vom Ragenschreck selber, dem Monteur Groner, hat man in Pfaffenberg nie mehr etwas gehört, er hatte sich spurlos aus dem Staube gemacht. — — —

Ein Advokatenstücklein.

Von Karl Hesselbacher.



igentlich ist es kein Advokatenstücklein, sondern ein Stücklein von einem, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und die Augen zur rechten Zeit aufgemacht hat.

Wer von Advokatenstücklein hört, der denkt dabei an nichts Gutes. Denn der denkt an die Kunst, weiß schwarz zu färben, und umgekehrt. Und es mag wohl in der Welt viele geben, die mit dieser Schwarzkunst sich ein gut Stück rundes Geld verdienen. Wenn auch der Hinkende manchen Advokaten kennt, der von dieser Kunst nicht viel wissen will und ein ehrlicher Helfer in der Not ist.

Aber Menschen sind Menschen, und wenn ein fetter Prozeß winkt, wer will es dem Advokaten wehren, wenn er sich darüber freut und nicht besonders drüber nachdenkt, daß er aus anderer Leute Haut sich die Riemen schneidet? Item, Prozeßen ist ein böß Ding, und es ist eine alte Wahrheit, daß sich die Prozeßhansen um Haus und Hof prozessieren, vor lauter „Recht muß doch Recht bleiben!“

Und so sind in einem freundlichen Dörflein, in dem der Hinkende als junger Bursch gegangen ist, zwei Nachbarn gewesen, die miteinander in Streit gerieten. Des Müllers Garten stieß hart

an das Baumstück des Nachbarn. Der Müller brauchte einen Kanal, um sein Rad zum Gehen zu bringen, weil der Bach manchmal gar zu nieder stand und das große Mühlrad dann nicht mehr sich drehen wollte. Drum grub er einen Kanal durch seinen Garten. Das verdroß den Nachbarn. Der sagte: „Seit dein Kanal daher an meiner Grenze läuft, rutscht viel von meinem Grund und Boden in das Wasser hinein. Wenn die Frühjahrswinde blasen und das Wasser hoch steigt, geht's über mein Gras und reißt ein Stück uns andere mit sich fort. Die Wurzeln von meinem besten Birnbaum liegen bloß, und der Baum geht mir zugrunde! Das will ich nicht dulden!“

Aber der Müller sagte: „Was ich auf meinem Grund und Boden mache, ist mein Sach, und das geht dich nichts an! Ich Sorge für meine Mühle und nicht für deinen Birnbaum!“

Und schließlich hieß es: „Jetzt gehen wir vor Amt!“

Nicht bloß einmal ging es vor Amt. Termin kam um Termin. Allemal hielten die zwei Advokaten, der des Müllers und der des Bauern, die längsten und größten Reden, und keiner von den zwei besagten Advokaten ließ an dem anderen einen guten Fehen. Jeder behauptete: „Sonnenklar ist das Recht auf der Seite meines Klienten.“ Und der Richter mußte den Prozeß wieder auf einen neuen Termin verschieben.

Einmal war es ganz besonders heiß hergegangen. Es sah aus, wie wenn die beiden Advokaten so grimmig aufeinander losführen, daß keiner je in seinem Leben mehr aus der Hand des anderen ein Stück Brot nehmen werde. Und die beiden Gegner aus dem Dorf gingen heim, und jeder dachte: „Ja, mein Advokat, das ist einer. Der hat's dem anderen gesagt! Ich gewinne, so gewiß zweimal zwei vier ist!“

Aber der Bauer hatte noch allerhand im Städtlein zu besorgen, als die Verhandlung zu Ende war, und da er meinte, sein Herz hinge an einem Nähtsfädele, ging er in den „Pfälzer Hof“, um ein Schöpplein zu trinken und etwas zwischen die Zähne zu kriegen. Er setzte sich bescheiden ins Wirtszimmer und bestellte sich sein Bier und seine Knackwurst. Mit einem Male tat sich die Türe zum Nebenzimmer auf, in dem die „Herren“ sitzen, und die Kellnerin trug darin zweien auf, was das Herz begehrete. Gebratenes und Gesottenes und ein paar Flaschen, die silberne Kappen trugen. Des Bauern Mund ward wässrig, und seine Augen waren, wie wenn sie auf Stielen säßen.

„Bin ich doch neugierig, wer die zwei sind!“ dachte er, und guckte vorsichtig durch den Türspalt. Da drinnen saßen die zwei Advokaten, der des Müllers und der des Bauern, die am Morgen so gewaltig gegeneinander gezetert und gewettert hatten. Jetzt ließen sie sich's wohl

sein und stießen miteinander an, daß die Gläser läuteten wie die Würzburger Glocken, und sie lachten einander ins Gesicht und waren guter Dinge wie zwei Spezel, die einander von Kindesbeinen an kennen.

Der Bauersmann trank still sein Glas aus und ging.

Der erste Schritt, den er tat, als er ins Heimatdorf kam, war aber nicht in sein Haus. Sondern er suchte den Pfad durch die Baumgärten und die kleinen Graswege, die hinten herum führen, bis er in den Garten des Müllers kam. Dort stand sein Prozeßgegner und beguckte sich seinen Kanal. Arg fröhlich sah er grad' nicht aus. Denn er rechnete im stillen aus, was ihn dieser Kanal schon gekostet hatte, und die Rechnung schwoll ins Unheimliche. „Damit hätte ich des Nachbarn Grundstück zweimal kaufen können!“ dachte er.

Und in diesem Augenblick trat der Nachbar auf ihn zu: „Heinrich!“ sagte er und bot ihm die Hand. „Eben habe ich drinnen im Städtlein zwei sitzen sehen, die haben Silbergezippelten getrunken und Gänsebraten dazu gegessen. Und was sie dafür zahlen, geht aus unserem Sack. Und gut Freund sind sie auch, und gelacht haben sie, was das Zeug hält! Weißt du, über wen sie gelacht haben?“

Der Müller brauchte die Antwort nicht zu geben. Er sah seinen Nachbar an und wußte, was der meinte!

„Ja, Heinrich, über uns haben sie gelacht. Neber uns, weil wir die Dummen sind! Wollen wir die zwei weiter füttern mit unseren saueren Groschen?“

Da drückte der Müller des Nachbarn Hand, und sie gingen miteinander in Müllers Stube und machten einen Vertrag miteinander. Und dann schrieb jeder seinem Advokaten einen Brief, in dem stand: „Allweil ist's aus mit dem Prozeß!“

Die Müllerin holte aus dem Keller einen guten kühlen Apfelwein, und jetzt stießen die zwei miteinander an und lachten aus Herzensgrund! Sie wußten: wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Und es war noch Zeit zum Lachen, ehe das Kalb mitamt der Kuh aus dem Stalle war.

Der Hinkende aber denkt, wenn es alle so machten, hätten die Advokaten nicht mehr viel zu tun. Und wo der Unfriede jetzt hockt, würde der Friede einkehren, und mancher, der nicht schlafen kann vor lauter Sorgen um seinen Prozeß, könnte fröhlich die Augen zutun am Abend wie ein Kind im Mutter Schoß.

Ob die zwei Advokaten je erfahren haben, warum ihnen der schöne Prozeß durch die Lappen gegangen ist? Wenn sie es erfahren haben, sind sie gewiß von da an hinter verriegelten Türen zum Gansbraten gesessen.

Des Hinkenden Standrede über den Staat.



Es war mitten im heißesten Erntewetter, als der Hinkende in den „Löwen“ eintrat und an den runden Tisch sich setzte. Sonntagsabend war's, und aus dem Dorf waren ein paar Gäste eingekehrt, um nach dem schweren Werk der Woche sich ein fröhliches Stündlein des Ausschmaufens und der Redsprächigkeit zu gönnen.

„Ja, so hat's der Bauer!“ meinte der stattliche Mann vom Eckhof. „Schinden und plagen von morgens in der frühesten Herrgottsfrühe bis in die dunkle Nacht hinein! Und naß geschwitzigt, daß man einen bei lebendigem Leib answinden könnte wie ein nasses Handtuch! Und dann kommen die Stadtleute und mißgönnen einem den Laib Brot auf dem Tisch und das bißchen Schinkenfleisch im Rauchfang. Und tun, als ob unsereiner den Himmel auf der Welt hätt' und mit dem seligen Krösus oder Rothschild Arm in Arm ging!“

Und der Michel, der unten am Bach sein Häuslein hat neu anstreichen lassen und sich ein paar Aeckerlein mehr hat eintun können, wird hitzig und schreit: „Wenn nur die Stadtleut' allein wären! Die tät' ich schreien lassen, so lang sie wollen! Sie haben vor dem Krieg geschrien und schreien nach dem Krieg. Dazumal hat's geheißt: „dummer Bauer!“ Und jetzt heißt's: „fälziger Bauer!“ Was wissen die, wo unsereiner der Schuh drückt? Aber das Schlimmste, was auf uns Bauern herumkniet, das sind nicht die Stadtleut', das ist — der Staat!“

Da schlugen sie alle auf den Tisch und schrien: „Ja, das ist's. Der Bachmichel hat ganz recht. Immer auf den Bauern hinein, das ist die ganze Kunst des Staates! Uns gömmt er nichts. Uns schikaniert er wie nicht geschickt. Wir sollen nicht bauen dürfen, was wir wollen. Baut einer Tabak, bei dem doch was Rechtes verdient wird,

so kommt der Staat und sagt: „Dir wird's zu wohl! Du hast Korn zu bauen!“ Und baut man dann, was der Staat einem befiehlt, so kommt eine neue Verordnung, die zwingt uns, daß wir nicht verkaufen dürfen, was wir wollen und wie wir wollen. „Abliefern!“ heißt es dann, und der Schandarm kommt und wühlt unser ganzes Haus durch bis in den Henschopf, und schnüffelt, ob wir nicht einen Sack Weizen versteckt haben. Und wenn man Schnaps brennt, heißt es erst recht: „das gibt's nicht!“ Und wieder kommt der Schandarm, und findet er ein Pfund Zucker, dann schreit er: „Der ist zum Brennen bestimmt!“ und nimmt ihn mit — und der Strafzettel kommt hintendrein, und der ist noch länger als das Gesicht, das unsereiner macht, wenn er seinen letzten schmieren Papierfetzen herausgeben muß, den der Staat Geld heißt. Alles haben wir hergegeben, unsere schönen Goldstücke und unsere nobeln Silbertaler, und Papier haben wir dafür bekommen, das nichts mehr wert ist. Und das heißt sich — Staat! Zuchthaus sollte man's heißen, aber nicht Staat.“

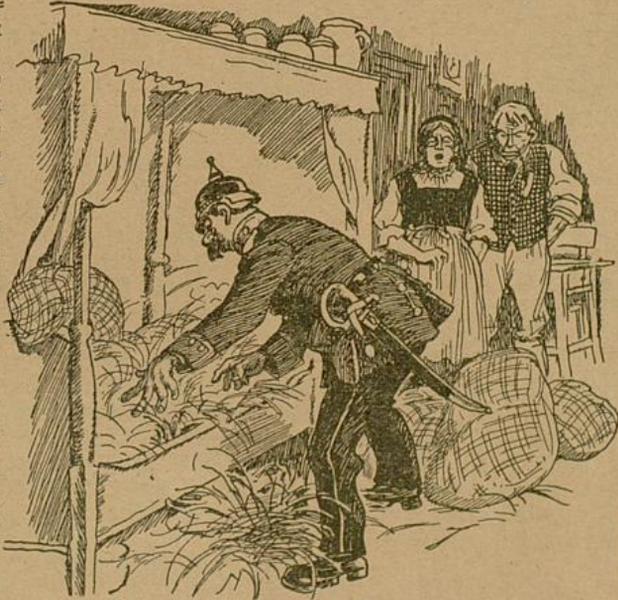
Sogar der Löwenwirt, der hinter seinem Einschank gestanden war, trat jetzt heraus und sang die Melodie mit, die die anderen angestimmt hatten:

„Hinkender, Ihr seid, so lang ich Euch kenne, immer für den Staat eingetreten und habt Euch einen patriotischen Mann geheißt. Jetzt frage ich Euch, ist es mit einem solchen Staat überhaupt noch zu prästieren? Man muß ja unter den Steuern ersticken, die sie einem aufbrummen. Sie ziehen einem das Hemd vom Leib und die Haut über die Ohren. Und was wird mit all dem Geld angefangen? Faulenzen werden damit gefüttert. In Karlsruhe sitzen sie in ihren Amtsstuben und schmieren Bogen von Papier voll, und jeder Bogen, den sie vollschmieren, ist ein neuer Hieb auf unseren breiten Buckel. Und wenn sie geschmiert haben, gehen sie spazieren und lachen unsereiner aus, der keinen Achtstundentag hat, sondern schuften muß, bis er umfällt. Ich pfeif' auf einen solchen Staat. Wir kämen weiter, wir hätten gar keinen!“

Der Hinkende lächelte ein klein wenig. Dann stopfte er sich seine Pfeife, und als sie in Brand war, meinte er: „Mit Dampf geht es allerweil gemütlicher!“

Und dann legte er dem Löwenwirt die Hand auf die Schulter und zog ihn neben sich an den Tisch hin.

„Alte Freunde, die einander kennen, nehmen sich nicht geschwind etwas übel. Und ich kenne meinen Freund Löwenwirt lang genug, um zu wissen, daß man bei ihm auch nicht so heiß ist, als man kocht. Und wenn Ihr auch einmal dreinfahrt, so meint Ihr es nicht halb so hitzig, als es herankommt. Drum wollen wir uns das Ding mit dem Staat einmal miteinander ein wenig überlegen. Alles recht, das mit dem Schandarm. Er schnüffelt euch die Häuser aus. Und darob seid ihr grimmig erboft. Aber hat nicht voriges Jahr der Löwenwirt den Schandarm selber geholt, wie ihm der Spitzbub von Zundelfrieder die ganze Räucherammer über Nacht ausgeräumt hat? Und ist er nicht seelenvergnügt gewesen, wie der Polizeihund des Schandarmen die Spur vom „Löwen“ zum Hüttchen des Zundelfrieders gefunden hat und all die schönen Schinken und Speckseiten wieder zum „Löwen“



Der Schandarm wühlt das ganze Haus durch.

gewandert sind, aber der Zundelfrieder in Numero Sicher gekommen ist? Mein, Löwenwirt, wenn kein Staat wäre und die Zundelfrieder würden zunehmen wie das Unkraut im Mai — wohin kämt Ihr dann mit Eurer Räucherammer? Schätz wohl, Ihr könntet Tag und Nacht mit dem geladenen Gewehr Schildwach stehen vor der Räucherammer, und schließlich kämen ihrer so viele, daß Euch Euer Gewehr auch nichts mehr helfen tät! Ihr würdet über den Haufen geschossen und Euer Weib und Eure Kinder hätten das Nachsehen! Ist doch nicht so ganz unnötig, der Staat, mein' ich! Ihr nicht auch, Löwenwirt?“

„Oho, Hinkender!“ rief der Eckhofbauer. „So haben wir nicht gewettet. Ordnung muß sein, das wissen wir auch. Braucht nicht meinen, wir „dummen Bauern“ seien hinter dem Mond

daheim. Wir haben in der Schule ein Gedicht gelernt, in dem steht: Ordnung, segensreiche Himmelstochter! Und wie sie in Rußland alles drunter und drüber kanonisiert haben, daß niemand mehr weiß, wer Koch oder Kellner ist, habe ich meinen Kindern gesagt, Gott sei Dank, daß wir in einem geordneten Staat wohnen! Es taugt nichts, wenn jeder regieren will, der nichts davon versteht. Aber von da aus ist noch ein langer Schritt bis zu dieser Schnüffelei,

gestorben ist. Da ist einer gekommen und hat die Pockenimpfung erfunden, und wer sich hat impfen lassen, ist gegen die Blattern gefeit gewesen. Aber Tausende sind gewesen, die haben sich nicht impfen lassen wollen. Sie haben Angst davor gehabt und haben gemeint, der leibhaftige Satan komme mit dem Impfmesserschchen zu ihnen und steche sie geradeswegs über den Haufen. Und die Blattern hätten weiter gewütet in unserm Volk, wenn nicht der Staat gesagt hätte: „Alleweil wird das Impfen kommandiert! Und wer nicht folgt, den sperrt man ein!“ Und der Zwang hat kommen müssen, damit das Gute hat kommen können. Sonst wären wir heute noch ein Pockenlazarett in Deutschland! Das Gute kommt nicht von selber. Denn es muß kämpfen mit den Dickköpfen. Und die Dickköpfe taten alles ruinieren, wenn man sie nicht zum Guten zwingen täte! Trotz all der Gescheiten, die im Land herumlaufen. Habt ja selber schon gesagt, Löwenwirt: die Gescheitheit ist rar, aber die Dummheit sitzt oben auf! Und wie habt ihr alle gescholten über eure Großväter, die den Bahnbau abgelehnt haben Anno fünfzig, weil sie gesagt haben: Die Säule werden sehen, und die Kinder werden überfahren, und unsere Aecker tragen nichts mehr vor



Der Schandarm hat den Zundelfrieder in Numero Sicher gebracht.

die keinen in Ruhe läßt. Ich habe gemeint, wir seien in einem freien Staat, und da sei jeder sein eigener Herr. Aber jetzt laufen wir wie die kleinen Kinder, die man an ein Gängelband gebunden hat, und bei jedem Schritt heißt es „hüft“ oder „hott“! Das ist's, was uns nicht passen will. „Freiheit!“ haben sie geschrien, und Zwang ist gekommen!“

Der Hinkende schmunzelte behaglich: „Wer weiß, ob nicht der Zundelfrieder auch so gesagt hat, wie ihn der Schandarm am Kettchen gehabt hat! Aber ich will euch ruhig zugeben, daß im Staat Zwang sein muß. Ohne Zwang geht es halt nicht, denn ohne Zwang säßen wir alle noch in Bärenhäuten in irgendeinem Felsenloch, statt daß wir jetzt im „Löwen“ hinter unserm Schoppen sitzen!“

Die Männer fuhren auf. „Hinkender! Verzollt Ihr uns für solche Einfaltspinsel, daß wir nicht wissen, was uns gut ist? Zum Guten braucht's nie einen Zwang. Das setzt sich von selber durch! Drum heißt es Freiheit!“

Der Hinkende schüttelte den Kopf.

„Wie war's denn vor hundert Jahren? Da ist der zweite Mann mit einem Gesicht herumgelaufen, als habe man auf seiner Haut Erbsen gedroschen. Und keine Familie, in der nicht mindestens ein Kind an den schwarzen Blattern

lauter Lokomotivenrauch. Und jetzt läuft die Bahn eine Stunde weit von eurem Dorf und ihr habt das Nachsehen. Drum habe ich oft genug sagen hören: Hätt' man sie gezwungen, die Alten, dann hätten wir's hundertmal besser, und unser guter Tabak hätte einen ganz anderen Wert, wenn man ihn bei uns in die Bahn einladen könnt', statt ihn noch eine Stunde lang spazieren zu fahren!“

Die Männer schwiegen verbuzt. Und mit einemmal schlug der Eckhöfer auf den Tisch: „Was wahr ist, muß wahr bleiben! Mein Großvater selig hat mir oft erzählt, wie die Matten am Gückelrain nichts getragen haben, weil der Boden zu trocken war, und wie unten in der Aumatt ein Sumpf gewesen ist mit lauter Riedgras; saures Zeug hat's dort gegeben, das man keinem Stücklein Vieh hat füttern können, ohne daß es Leibweh gekriegt hat. Da ist die Verordnung vom Amt gekommen, man müsse Wässergräben ziehen. Und die Leute haben gemurrt, das sei nichts als eine neue Schinderei! Aber sie sind gezwungen worden. Es hat ihnen nichts geholfen. Und jetzt ist meine Wiese am Gückelrain mein bestes Feld, und in der Aumatt wächst ein Gras, das seinesgleichen sucht! Zwang muß sein, sonst tät' der alt Hornberger kein einziges Raupennest von seinem Baumstück weg-

brennen im Frühling, und im Herbst könnten wir die Aepfel fuchen, weil die Raupen sie säuberlich gefressen hätten!"

Der Hinkende lächelte etwas verschmüht: „Was ist's, Löwenwirt? Habt Ihr nicht voriges Jahr gesagt, wie drüben in Hollerbach ein Rachenputzer ersten Ranges ausgeschenkt worden ist und die Leute sind hinüber in den „Engel“ zu Hollerbach gelaufen wie närrisch, weil der Rachenputzer viel billiger gewesen ist als Euer guter reiner Laufener: „So etwas gehört einfach verboten! Warum duldet das der Staat? Dem Schmierer gehört sein Wein ins Straßengräßle geschüttet, der verdirbt einem ehrlichen Wirt sein Handwerk!“ Da wäre Euch der Staat mit seinem Zwang nicht uneben gekommen! Und heut rätomniert Ihr wegen des vielen Zwangs, unter dem man nicht mehr schnaufen könne!"

Da schob der Löwenwirt sein Käpplein zurück und fragte sich den Kopf: „Ihr nehmt einen alten Freund doch zu arg beim Wickel. Aber ich kann halt doch nicht ganz nachgeben. Zwang — ja, da, wo es zum Guten ist. Und Zwang muß sein, wenn einer weiß, wo uns Bauern der Schuh drückt. Drum will ich mir den Zwang gefallen lassen, wenn er von einem Mann kommt, der mit unsereinem Bescheid weiß. Aber was wissen denn die Herren von Karlsruhe oder von Berlin, wie es auf dem Dorf aussieht? Und selb ist es, was uns so grimmig fuchst, daß wir regiert werden von Leuten, die nie auf einem Acker gestanden sind und nie eine Bütte voll Erde zum Weinberggrigolen auf dem Buckel geschleppt haben.“

„Ja, ja, das ist es!“ gaben die Bauern dem Redner Beifall. „Darin liegt der Fehler. Es wird regiert ins Blinde und Blaue hinein. Sachverständige müßten her. Dann tät's gleich anders aussehen im Staat!"

Der Hinkende nahm ein Schlücklein.

„Ausgezeichnet, Löwenwirt, Euer Laufener. Da sieht man's gleich, was ein rechter Wirt ist. Ein Sachverständiger! Aber — sagt doch einmal, wenn ich jetzt von Euch einen neuen Anzug haben wollt', — ob Ihr mir den auch so ausgezeichnet liefern tätet, wie da Euren Laufener?"

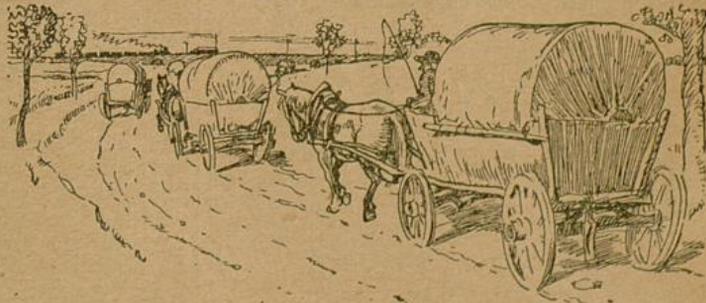
Der Löwenwirt lachte: „Drüben uns 'rum wohnt der Herrenschneider. Der hat sich in der halben Welt umgesehen. Bei dem ist Rat!"

Der Hinkende nickte: „Drum mein' ich, im Staat wär' es auch nicht anders. Es wohnen halt nicht lauter Bauern im Volk. Und was

dem Bauern gut ist, ist noch lang nicht jedem Arbeiter in der Stadt gut. Kann sein, wenn ich den Staat regieren ließe von lauter Sachverständigen, die auf dem Lande daheim sind, schreien die Leut' in der Stadt Zeter und Mordio und wollen mit einemmal auch — Sachverständige! Und was die Sachverständigen der Stadt für recht und gut finden, tät' euch Bauern auf dem Land böß auf die Nägel brennen!"

Aber da hatte er arg ins Wespennest gestochen Sie fuhren alle auf: „Jetzt wollten wir doch einmal sehen, was die Stadtleut' gegen uns Bauern haben könnten. Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt, ist ein altes Sprüchlein. Und wenn wir nicht säen, hat der Mann in der Stadt nichts zu essen!"

„Gerade beim Essen wollen wir einmal anfassen,“ sagte der Hinkende ruhig. „Wenn die Stadtleut' nichts zu essen haben, ist's leg. Das wißt ihr alle. Haben sie nicht in Berlin die Läden geplündert, weil sie nichts zu essen hatten? Und hilft da das Schelten über das „Pact“, wo die graue Hungersnot einmal anfängt? Wenn heute die „Roten“, über die ihr so gern scheltet, in Hunderttausenden aufstehen und sagen: Wir wollen Brot haben, einerlei, woher es kommt! — wird euch nicht gelb und grün vor den Augen werden? Ich weiß, daß dem Michelbauer sein Weib gejammert hat, weil sie kein Stücklein Zucker mehr hat kriegen können, weil alles in die Brennereien gewandert ist, und wie sie gesagt hat: Wo ist denn der Staat, daß er den gottverlassenen Schnapsfern endlich einmal das Handwerk legt! Drum wenn der Staat etwas taugt, muß er dafür sorgen, daß alle im ganzen Volk etwas zu essen haben. Sonst ist Matthäi



„...er guter Tabak hätte einen ganz anderen Wert, wenn man ihn bei uns in die Bahn einladen kömmt“, statt ihn noch eine Stunde lang spazieren zu fahren.

am letzten und der jüngste Tag bricht an. So geht's drunter und drüber im deutschen Volk!"

Der Eckhofbauer wurde dunkelrot vor Aerger: „Aber, Hinkender, jetzt tut Ihr mit einemmal, als ob wir Leute auf dem Land die Stadtleute verhungern lassen wollten! Sind wir denn so schauderhafte Ungeheuer? Ihr stellt uns hin, als hätten wir kein Herz mehr im Leibe!"

Der Hinkende hielt ihm die Hand über den Tisch hinüber: „Eckhofer, alte Freunde müssen sich besser kennen! Der Hinkende ist lang genug auf dem Dorf herumgestellt, um zu wissen, wie den Männern das Herz unter dem Drillkittel schlägt. Aber der Hinkende hat auch seine Augen aufgemacht und gesehen, was für Volk da in

macht er Gesetze, die beileibe nicht euch Bauern das Handwerk legen sollen, wie ihr immer meint, sondern den Dunkelmännern, die heimlich in eure Häuser schleichen und euch einen Sündenpreis bieten, aber nur — um das Dreifache und Vierfache dafür einzuheimsen. Blutgeld, sagt euch der Hinkende! Blutgeld — denn daran hängt das Herzblut von Hunderttausenden von Menschen, Männern und Weibern und Kindern, die es büßen müssen, wenn hintenherum das bißchen Essen, das wir in Deutschland noch herausbringen aus all den abgemagerten Neckern, auf Schleichwegen ins Ausland gebracht wird. Und drum die Gesetze, über die ihr vorhin so weidlich gescholten habt! Weil „Sachverständige“ da sind, die ihr Sach' wirklich verstehen und nicht das ganze Volk vor die Hunde gehen lassen wollen!“



Der Hinkende hat eine arme Witwe in ihrem Dachkämmerchen besucht.

den Bauernhäusern aus- und eingeht. Wenn sie auch allermeist nicht bei hellem Tag kommen, der Hinkende hat sie doch gesehen, und er weiß, daß sie die Kartoffeln aufkaufen, die an die Schnapsbrenner weitergehen, und er weiß, daß sie die Schweine, die sie einhandeln, über die Grenze bringen, wo ihnen ein Heidengeld dafür bezahlt wird. Und der Hinkende kommt auch in die Städte und sieht, wie die Leute es dort haben. Er hat mehr als eine arme Witwe besucht, die in ihrem Dachkämmerchen sitzt — oft genug an einem kalten Ofen! — und er hat gehört, wie sie geseufzt hat: „Wenn ich nur ein Säcklein voll Kartoffeln hätte kriegen können im Herbst! Aber wenn ich gekommen bin, hat der Händler die Achseln gezuckt und gesagt: „Die Bauern haben nicht geliefert!“ Und ich sehe meinen grauen Kopf zum Pfande, wenn der Eckhofbauer oder der Löwenwirt den Jammer der alten Weiblein sehen würd', dann würden die beiden mit Donner und Blitz dreinfahren und sagen: „Das ist himmelschreiend!“ und sie würden fragen: „Wo ist denn da der Staat, daß unter unserem Volk so was passieren kann?“ Und drum muß ein rechter Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, nicht bloß an die Leut' auf dem Lande denken, sondern auch an die Leut' in der Stadt. Und drum

Die Bauern wurden nachdenklich. „Ja, jede Münze hat ihre Vorderseite und ihre Rückseite. Und eh' man beide gesehen hat, kennt man sie nicht!“ sagte der Löwenwirt. „Aber ich kann es doch nicht klein kriegen, daß wir nicht unser Sach' verkaufen sollen, wie wir wollen. Wer am meisten bietet, der hat die Ware. Das gilt bei den Handelsleuten in der Stadt so. Warum soll es nicht bei uns Leuten auf dem Land gelten? Kein Geld, kein Schweizer, haben in alten Zeiten die Schweizer gesagt, wenn sie sich als Landsknechte verdingt haben. Und es ist ein altes Gesetz: darnach das Geld, darnach die Ware! Wir können nicht untersuchen, wohin unser Korn und unsere Kartoffeln und unser Vieh kommt — wir geben es dem, der uns den höchsten Preis zahlt. Daraus kann man uns keinen Strick drehen!“

Der Hinkende guckte den Löwenwirt scharf an: „Ja, alleweil sind wir am rechten Punkt. Das ist das Liedlein, auf das ich gewartet habe. Das Liedlein vom Ich und vom Wir. „Wenn ich nur zu meinem Sach' komme — was frag' ich nach den anderen!“ so singen sie es in der Stadt und auf dem Land. Aber wo das Liedlein gesungen wird, Löwenwirt, da geht alles aus dem Leim. Da wird kein Staat was Rechtes, sondern nur ein Pfuscherwerk. Es ist wie in einer Familie, wo sie alle das größte Stück Brot wollen und sich auf die Köpfe schlagen, weil keines in den Nachteil kommen mag. Statt daß sie gerecht untereinander sind und jeder dem andern sein Sach' gönnt! Ihr wißt, daß der Wappenspruch des Preußenvolkes heißt: Jedem das Seine! Aber wenn es so weitergeht, wie es seit ein paar Jahren Mode geworden ist, wird das schöne Sprüchlein verdreht und heißt: Nur mir

das Meine — das andere geht mich nichts an! Und doch haben schon die alten Römer gewußt, daß man so nicht weiter kommt. Sie haben die schöne Geschichte erzählt von den Gliedern eines Körpers, die einstmal sich verschworen haben gegen den Magen, weil der nichts tue als essen und essen, aber nichts schaffen wolle, während sie sich plagen müßten. Aber als sie nichts mehr taten, hatte der Magen nichts zu verdauen, und sie gingen alle an der Entkräftung zugrunde. Wo ein Staatsleben sein soll, darf es eben nicht nur heißen: Ich! Und: Wir! Sondern da muß es heißen: Du! und: Ihr! — Wenn wir Deutsche das nicht lernen wollen, wird in alle Ewigkeit kein Staat aus uns. In alten Zeiten sind die deutschen Fürsten gegeneinander gewesen und haben mehr als einmal des deutschen Volkes Not geschafft. Der Herzog Heinrich der Löwe hat sich von dem Heer seines Kaisers, des Friedrich Rotbart, losgemacht und den Kaiser ins Unglück gestürzt, weil er gesagt hat: „Ich denke an niemand anders als an mich! Und wer mich am besten bezahlt, der hat mich!“ Dann sind es die deutschen Volksstämme gewesen, die nicht miteinander haben geschirren wollen, sondern jeder hat gemeint, er wolle in seinem eigenen Topf kochen, und die Norddeutschen und die Süddeutschen haben einander die Schädel gespalten, statt einander die Hände zu reichen. Und jetzt soll es wieder so werden, daß jeder Stand sagt: „Mein Interesse geht voran! Wenn man nicht für mich sorgt, will ich von dem ganzen Krempel nichts wissen!“ Soll es wieder dahin kommen? Dann freilich ist kein Staat mehr da, sondern wirklich — ein Krempel! Ein wertloses Gerümpel, das am besten auf den Mist fliegt. Und die deutsche Ehre und die deutsche Zukunft und die deutsche Freiheit fliegt auch damit! In Freiburg hat ein Dichter gelebt, der einer der besten Köpfe des Schwarzwaldervolkes gewesen ist, er hieß Emil Gött. Der hat einmal gesagt: So weit müssen wir kommen, daß es unser Wahlspruch wird: „Jedem das Meine!“ Dann sind wir — ein Volk! Kann sein, daß man über diesen Mann und sein Wort lacht, und daß die Schlaunen sagen: „Da käme man weit, wenn man darnach leben wollte! Ausgezogen bis aufs Hemd würde man, und uns Erfrieren brauchte keiner zu sorgen!“ Ja, kann sein! Aber ich sage euch doch, daß mir der Gött mit seinem Sprüchlein tausendmal mehr gefällt als die großen Schreier mit ihrem Sprüchlein: Zuerst komme ich und dann noch einmal ich und dann erst recht ich — und dann kommt lang gar nichts.

Und dann kommen erst die anderen! Mit diesem Sprüchlein fahren wir alle in die Scherben, und dann gute Nacht Deutschland!“

Der Bachmichel nickte dem Hinkenden zu, der eben ein wenig Atem schöpfte. „Habt recht, Hinkender! Es wäre anders in der Welt, wenn nicht jeder den andern beißen und fressen wolte! Leben und leben lassen, hat mein Vater selig gesagt!“

Aber der Hinkende fuhr auf: „Nein, Bachmichel! Das gefällt mir ganz und gar nicht, das Sprüchlein! Das ist das Sprüchlein der Gleichgültigen und Faulen und Gewissenlosen von altersher gewesen. Den Karren laufen lassen, wohin er will, und wenn er in dem Dreck schließlich stecken bleibt. Das ist die Manier der „Kalten Brüder“, die keinen Finger krumm machen mögen, während andere an der Spritze stehen und löschen! Was liegt ihnen dran, wie es im Volk aussieht, wenn sie nur genug zu essen, zu trinken und zu schlafen haben?“ „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ — darnach, geht es vielfach her in unserem Volk. Und da kann ich euch Leuten auf dem Dorf den Vorwurf nicht ganz ersparen: ihr tanzt auch nach diesem Kehraus, und meint, es sei die größte Weisheit, in seinem Haus zu sitzen und über die Kirchturmspitze nicht hinauszugucken. „Misch dich nicht in anderer Leute Händel. Man schlägt



Heinrich der Löwe hat sich von dem Heer des Kaisers Rotbart losgemacht.

dir nur den Buckel voll!“ Schön gesagt. Aber wer sich nicht um die Händel in der eigenen Familie kümmert, kann sich nicht wundern, wenn schließlich der Teufel das letzte Wort hat, statt der Herrgott. Leben und leben lassen — hol's der und jener, das Sprüchlein. Nein — anders

muß es heißen! So, wie die Niedersächsen gesagt haben: Leben ist gar nicht notwendig, aber Seefahren ist notwendig! Damit wollten sie sagen: das Leben ist nur so viel wert, als man es eingesetzt und hergegeben hat für irgend etwas Großes und Herrliches! Und ich sage euch, ich, euer Freund, der Sinkende: euer Leben ist genau so viel wert, als ihr für die Heimat, für das Volk, für den Staat geschafft habt. Leben und wirken — so soll es heißen von jetzt an in Deutschland! Und auch auf dem deutschen Bauernhof!"

Der Eckhofer lachte: „Sinkender, man meint wahrhaftig, von uns Bauern hinge der ganze deutsche Staat ab!“

Da richtete sich der Sinkende hoch auf. Er war schier wie ein Prediger, der auf seiner Kanzel eine hochheilige Sache zu vertreten hat.

„Zawohl, jetzt ist das rechte Wort gefallen. Von euch Bauern hängt der ganze deutsche Staat ab. So ist es. Denn ihr — seid ja selber der Staat. Ihr Bauern und ihr Wirte und ihr Kaufleute und ihr Techniker und ihr Fabrikarbeiter und ihr Richter und ihr Lehrer und ihr Pfarrer und ihr Amtsleute! Ihr seid der Staat. Das sollte man schon in das kleinste Dorfbüblein hineinpredigen, bis es gar nicht mehr anders weiß. Es ist einmal ein gewaltiger König gewesen in Frankreich, der hat Ludwig der Vierzehnte geheißt. Der hat gesagt: Der Staat bin ich! und er hat verlangt, daß alles sich ihm beuge und daß kein Wille gelten sollte im ganzen Land als der seine. Ein Hochmütiger und Eingebildeter! Ein Gewalttätiger! Aber jetzt gefällt mir sein Wort doch, wenn ich es recht verstehe. Denn jeder unter uns soll sagen: Der Staat bin ich! Von mir hängt ein Stück Staatswohl und Staatswehe ab. So wie ich bin, mache ich den Staat gesünder und kränker! Es ist gerade wie bei einer großen Mauer. Ihr habt ja eine an eurem alten Herrschaftschloß. Sie geht um den schönen Park herum, auf den ihr so großmächtig stolz seid. Jeder Stein trägt mit an dem Ganzen. Und wenn ein Stein herausgerissen wird, ist es ein Schade, der nicht mehr gutzumachen ist. Kein einziger kann entbehrt werden. Und so solltet ihr endlich einmal es euch zu Herzen nehmen: kein Einziger kann entbehrt werden; so wie es ein israelitischer König einmal hat ausrufen lassen, wie sein Volk eine Grenzfestung hat bauen müssen gegen einen gefährlichen Gegner und jeder im Volk seinen Stein hat herzutragen müssen: Hie sei niemand ausgenommen! So muß es unter uns heißen: „Der Staat sind wir!“ Da ist keiner ausgenommen. Geht doch einmal hinüber in die Schweiz! Und horcht, von was die Leute reden auf der Straße und in den Wirtschaften! Von den Staatsgesetzen, die gemacht werden, reden sie, als ob jeder von

ihnen selber ein Gesetzgeber sei. Und wenn man sie darob anredet, heißt es: Ja, ich bin ein Gesetzgeber! Denn ich bin ein Staatsbürger, und darum bin ich verantwortlich für das, was im Staat geschieht. Und wie oft haben sie Volksabstimmungen! Beinahe kein Gesetz, das eine große Bedeutung hat, kann gemacht werden, ohne daß man das Volk fragt: Wie steht ihr dazu? Darum, weil jeder einzelne weiß: Auf mich kommt's an. Meine Stimme wiegt einen Zentner, kein Pfündlein. Darum muß die Stimme abgegeben werden aus dem besten Wissen heraus. Und das Wissen kommt nicht von heut auf morgen. Das muß sorgsam erworben werden. Darum lesen sie ihre Zeitungen und ihre Bücher und mühen sich mit allem Ernst und aller Gewissenhaftigkeit um ihre Kenntnisse von Staatswohl und Staatsnot und Staatszukunft. „Ich bin der Staat — wir sind der Staat!“ Merkt euch das! Dann kommt ihr nicht bei den nächsten Wahlen und fragt: „Wen sollen wir denn wählen? Wir wissen nichts!“ und dann setzt ihr euch nicht nach den Wahlen hin und schreit: „Wir sind wieder die Dummen gewesen und haben wie Kälber unseren eigenen Metzger gewählt.“ Und dann — scheltet ihr nicht über den Staat, wie bisher, sondern dann — baut ihr den Staat. Und wißt: Wie man sich bettet, so liegt man. Wer am Staatshaus mitbaut, fühlt sich wohl drin, denn es ist sein eigen Werk. Wer aber die Hände in den Schoß legt, der kann seinen Mund halten. Dem einem Faulen wird nichts gereicht. Staatswohl und Staatsbildung gehört zusammen. Drum sorgt dafür, daß die Staatsbildung einzieht in deutschen Dorf. Dann wird's recht!“

Damit trank der Sinkende sein Schöpplein aus und machte sich auf den Weg. Sie schüttelten ihm alle die Hand und riefen: „Auf Wiedersehen — bei der nächsten Wahl! Wir werden unseren Mann stellen!“

Sprachfehler.

Ein Edelmann heiratete ein Bauernmädchen, das aus dem Niedersächsischen gebürtig war. Als sie einmal Geld von ihrem Manne haben wollte, sagte sie zu ihm: „Gib mir doch 'mal dien Geldbütel!“ Der Mann belehrte sie zuerst, daß man Geldbeutel sagen müsse und erfüllte dann ihren Wunsch. Nach einigen Tagen erschien sie in einer Gesellschaft, und als sie hier gefragt wurde, woher sie gebürtig sei, antwortete sie: „Nicht weit von Wolfenbeutel.“

Unter den Menschen und Borsdorfer Aepfeln sind nicht die glatten am besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen.

Jean Paul.

Der Stern Glaube.

Von Viktor Schmitt.

Mit zwingender Gewalt ergreift dich, lieber Leser, in stiller Nacht das wunderbare Bild, so du hinausblickst zum gestirnten Himmel. Da zieht es auf gemessener Bahn, jetzt wie vor tausend Jahren, im Auf- und Niedergang, vom Abend bis zum Morgen, das unzählbare Heer der heiligen Sterne. Wie sie der Armenisch sah zur ersten Nacht, so sehen wir Menschen der heutigen Zeit sie noch im gleichen Licht und Glanz, im gleichen Bild auf buntgewebtem Himmelsteppich. In tiefer Ehrfurcht und Anbetung schauen wir auf — „Der Himmel nah und fern, er ist so klar und feierlich!“ Ist's nicht ein unveränderlich Gesetz, das sie regiert und führt in ewiger Harmonie? Ein Wille, der sie lenkt, im abgemessenen Rhythmus fort und fort zu wandern ihren Weg? Und eine starke Macht, darnach sie droben hangen unveränderlich und unzerbrechlich? Geleitet von der heiligen Ordnung, jener „segnensreichen Himmels-tochter“, „die das gleiche frei und leicht und freudig bindet,“ daß jeder Stern den Weg, den er betreten, findet? Da ist kein Zufall, wie in des Menschendaseins Erdenwallen, kein Auseinanderstreben mannigfacher Meinung; dort droben herrscht der unerbittlich herbe Zwang und die Notwendigkeit und der erlösende Gedanke fester Einigkeit.

Und nicht zum mindesten war's auch die Frage an den Himmel: Sind es die Götter, die da droben waltend herrschen und auch das Schicksal auf der Erde leiten, daß in dem Zirkeltanz, dem Ring der ewigen Wiederkunft, stets gleich und neugeboren, die Geschicke wiederkehren? Ist hinter diesen Sternen die Unendlichkeit? Das Glück der tiefen, tiefen Ewigkeit?

So rühren die Gedanken nicht nur an das Gemüt und das Herz des Menschen, sondern sie beschäftigen auch den grübelnden Verstand, die Begierde nach dem rätselhaften Schleierbild der alten Sphinx, das heut noch starr und steinhart steht im Wüstenland Aegyptens.

Ist es ein Wunder, wenn von alters her die Sterndeuter ihre glänzenden Zeugen vom Himmel holten, um mit ihnen die Geschicke der Erde und ihrer Bewohner zu vergleichen? Aus ihrem Stand und Gang den Einfluß der großen Welt am Himmel auf das kleine Einzelschicksal der Erdenmenschen zu ergründen? Die Sterne wurden zu Himmelsmächten: „sie führen uns ins Leben ein, dann lassen sie uns schuldig werden, sie überlassen uns der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden!“ Diese unerbittliche Unbarmherzigkeit findet auch ihren Ausdruck bei unserm Goethe:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gebiehn
Nach dem Gesetze, wornach du angetreten.

So mußt du sein: Dir kannst du nicht entfliehn.

Da wurden die kleinen Lichtlein am Nachthimmel zur großen Leuchte auf dem Lebensgang des Erdenmenschen, Geheimnisse und Wunder, die sie boten, spiegelten sich vom großen Kosmos wieder ins kleine Menschendasein. Und wie willig und gern nahm man den Sternenglauben gleich einer Religion aus wahrheitskündenden Himmels Höhen! Daß er auch als Wissenschaft durch Jahrhunderte sich geltend machen durfte, verdankt er dem hohen Ansehen derer, die mit rechnerischen Tatsachen und sophistischer Auslegungskunst ihn verkündeten. Weder Religion noch Wissenschaft verloren durch den Stern glauben der Völker an ihrem Ansehen: er machte den Menschen wohl zum Sklaven seines Schicksals, aber erhöhte auch die Gottheit zum bedingungslosen Herrscher der Welt, „der auf den Sternen waltend sitzt von Ewigkeit zu Ewigkeit“; und unterstützte die Astronomie, welche um so willigere Aufnahme fand, da sie die Sterne bannte an das Geschick der Erdbewohner. Der Stern glaube war für die Mystiker aller Zeiten, vom Altertum bis heute, eine Offenbarung.

Wohl halten wir heute nicht mehr allzuviel auf die Propheten, wir haben schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht; wohl beschäftigen wir uns nicht mehr mit unpraktischen, unprofitlichen Geschäften, wir sind durch Not geläutert worden; wohl stehen wir zweifelnd zu allen problematischen Dingen, die Wissenschaft läuft bis in die Volkshochschulkurve. Aber so ein wenig Träumen, Geistern, Gespenstern, Hellsehen und anderer okkulten Kram, Wahrsagen aus ferner glückverheißender Zukunft ist unterhaltende Abwechslung im nüchternen Dasein des Lebens. Meint doch der „Sinkende“ in seinem Hundertjährigen Kalender: Der Gespenster- und Aberglauben ist dem Menschen angeboren, sogar eine Uranlage; vielleicht ist kein Mensch frei davon. Der Stern glaube ist auch Aberglaube — aber ein ungefährlicher. Aus ihm entwickelte sich die Sterndeutung oder Astrologie, auch ungefährlich, friedlich, feierlich, inwendig.

Die Astrologie der Sabäer, im südlichen Arabien, der Chaldäer am unteren Euphrat, der Babylonier, Perser, Aegypter im ersten vorchristlichen Jahrtausend ist ein Stück Religionsgeschichte. Ihre Religion war ein reiner Sternendienst, ihre Tempel waren Sternwarten, die Priester Magier, welche aus dem Lauf der Sterne das Schicksal bestimmten. Aus Keilschriften und plastischen Darstellungen auf Denkmälern, Grenzsteinen, Amuletten geht hervor, wie ihnen als wichtiges Dreigestirn Mond, Sonne und

Venus bekannt war, dazu die vier kleineren Wandelsterne Jupiter, Saturn, Mars und Merkur; also daß die Siebenzahl voll war. Mit ihnen und den Sternen der zwölf Tierkreisbilder, als gute und böse Dämonen des Himmels, ging's ans Prophezeien

Das Volk der alten Griechen war viel zu rationalistisch, trocken-vernünftig, um sich aus den Sternen das Schicksal verkünden zu lassen. Ihre Dichter, Philosophen, Mathematiker erfaßten wohl die Schönheit, Erhabenheit, Gesetzmäßigkeit des Weltalls, sie ließen wohl auch die Götter in den Sternen thronen und die Seelen nach dem Tode Wanderungen antreten von Stern zu Stern bis zur endlichen Erlösung; aber einen förmlichen Sternenkult trieben sie nie. Immerhin verbreiteten sich, aber erst nach Alexanders des Großen Zeiten, besonders durch die religiöse Bewegung der Orphiker, dieser Schicksalsmysteriker, durch die Pythagoreische und Platonische Schule die astrologischen Anschauungen auch im Griechenvolk. Von ihnen übernahmen sie die Römer; ein begeisterter Anhänger unter ihnen war der römische Dichter Manilius. Der Astronom Ptolemäus in Alexandria wurde durch ein ganzes Jahrtausend ein Grundpfeiler des astrologischen Gebäudes, das sich dann im Abendland zu einem großartigen Bau entfaltete.

Das neugeborene Christentum wehrte sich anfänglich gewaltig gegen den Einfluß der alten Sternengötter im Astrologenglauben, auch Paulus hat dagegen angekämpft; obwohl Geburt und Tod des Herrn noch damit verknüpft war: der geheimnisvolle Stern von Bethlehäm, die Sonnenfinsternis beim Tode Jesu, die apokalyptischen Bücher Johannis. Die frühchristliche Kirche in ihren Kirchenschriftstellern Origenes, Tertullian, Augustinus verdammt zwar die Sterndeuterei als Gottlosigkeit und Teufelswerk; trotzdem bekam sie mehr und mehr Anhänger und gelangte vom 13. bis 17. Jahrhundert bei Gelehrten und Ungelehrten in hohes Ansehen. In der Literatur der Scholastiker und Humanisten des Thomas von Aquin, Dante, Calderon kommen astrologische Gedanken zum Durchbruch; manchmal allerdings sehr vorsichtig, indem es heißt: Gott hat den Menschen so geschaffen, daß er auch den Einfluß der Sterne auf sein Schicksal besiegen kann. Auch in Bauwerken, Skulpturen jener Zeit zeigen sich Anklänge daran, man darf nur an Albrecht Dürer erinnern. An den Höfen französischer Könige, deutscher Kaiser und der Päpste gab es im 15. und 16. Jahrhundert namhafte Astrologen, Kepler, Tycho, Nostradamus, der uns gemahnt: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot.“ Und Goethe schreibt im Jahre 1798 an Schiller: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne

einen entscheidenden Einfluß auf Witterung, Vegetation haben; man darf nur stufenweis aufwärtschreiten, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört.“

Die Astrologie schaut auf ein hohes Alter zurück. Die orientalische Prahlucht der Chaldäer nennt siebenhunderttausend Jahre. Das kopernikanische Planetensystem hat die gebietende Machtstellung der Erde aus dem Weltzentrum hinausgewiesen, die Entdeckungen des 18. und 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Astronomie und der Naturwissenschaft haben das goldene Bild der Sternendutung verblasen lassen. Heute hat sie nur noch historischen Wert und ist abgetan, obgleich gerade unsere Zeit den okkulten Mächten der Mystik, insolge des Glanzes unserer Zeit, wieder mehr zuneigt.

Soweit der kurze geschichtliche Rückblick über den Sternenglauben. Nun wird der geneigte Leser auch fragen: Wie machten es die Sterndeuter, um aus den Sternen des Himmels den Erdenskindern prophezeien zu können? Das war nicht so einfach, es erforderte langwierige astronomische Berechnungen und nachher verbindende Fähigkeiten, um all die vielen Sternzeichen zu deuten auf das Schicksal einer einzelnen Person. Wer zum Astrologen geht, muß sich mit Geduld wappnen. Doch errieten's manche Sterndeuter trotz ihrer Geduld auch nicht, die eiserne Sternenschrift am Himmel richtig zu lesen. Dem Cäsar, Pompejus und Crassus prophezeiten die Sterne ein ehrenvolles Alter und ruhigen Tod — alle drei wurden hinterlistig ermordet. Auch Philipp Melanchthon hatte wenig Glück, da er einem halbjährigen Kinde hohe geistliche Würden aus den Sternen vorher sagte — er erfuhr nachher, daß es ein Mädchen war. Kepler prophezeite Wallenstein im Jahre 1629 sein hohes Glück aus den Sternen — und fünf Jahre darauf wurde er ermordet; Kepler bekannte sich allerdings als ein Gegner der Astrologie. Ein Nürnbergischer Astrolog erkundete, daß der Grundstein zur Stadt Leipzig am 16. April 551 nachts 1 Uhr 41 Minuten gelegt worden sei.

Die wichtigste Rolle bei der Sterndeuterei spielten die Planeten. Die Erde stand ja seit Aristoteles und Ptolemäus im Mittelpunkt des Kosmos, und in sieben übereinanderliegenden Planetensphären kreisten nacheinander Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn, drei unterhalb, drei oberhalb der Sonne. Sie gaben auch unsern sieben Wochentagen die Namen. Von ihnen galten Venus und Jupiter als wohlwollende Sterne: Und jedes Große bringt uns Jupiter noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne; Mars und Saturn als übelwollend: „Der türkische Mars ist feindlich mir gesinnt,“ sagt Wallenstein zu Seni, und zu Jlo: „Nur in der Erde magst du finster wühlen, blind, wie der Unterirdische,

der mit dem bleichen, bleifarbenen Schein ins Leben dir geleuchtet.“ In einzelnen hatte jeder der genannten sieben Planeten einen besonderen Charakter, der sich dann auch dem armen Menschenkind, wenn es mit ihm in astrologische Verbindung treten mußte, aufprägte. Die Seelenkräfte, körperliche Eigenschaften, die Glieder und die inneren Organe des Menschen waren ihnen unterstellt. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstand darnach das Wort *Influenza*, was als Eingiehung des Gestirns in die astrologische Medizin übersetzt wurde. Der Mond ist feucht, trügerisch, weiblich, er ist ein Zufallskandidat, beherrscht den Geschmack, den Magen und das Gehirn, ihm gehört das Silber. Merkur ist der Götterbote der Sonne, lebhaft, aber unzuverlässig und zwiespältiger Natur, für Handel und Verkehr auf allen Wegen und Gewässern. Das Quecksilber ist ihm beigejellt. Venus ist milde, freundlich, den Frauen und Verheirateten zugetan, beherrscht die Nieren, ihr gehört das blaue Kupfer. Die Sonne ist majestätisch, männlich, großartig, für Würdenträger, Könige, sie gebietet über das Herz, das Gold ist ihr Symbol. Mars ist der Kriegsgott, Unglücksapostel, grausam, hinterlistig, gebietet über die Gallenblase und die Blutgefäße, ihm gehört das Eisen. Jupiter ist glänzend, beglückend, voll Weisheit und Männlichkeit, die Lunge ist ihm zugewiesen und das schimmernde Zinn. Saturn, der die geheime Geburt der Dinge in dem Erdschoß und in den Tiefen des Gemüths beherrscht, und über allem, was das Licht scheut, waltet, ist das unfreundlichste Gestirn, der Todbringer, Schwarzkünstler, für Armut und Finsternis, beherrscht die Galle und die Milz, dünnes Blut fließt, sich verzehrend, in den Adern des Saturnkinde, das fahlgraue Blei ist sein eigen.

Daß auch dem gemeinsamen Lebenslauf aller Menschen, nicht nur des einzelnen, das Schicksal schon in den Planeten geschrieben stand, erläuterten die Sterndeuter an der natürlichen Reihenfolge der Planeten; sie übergeben einander die Regentschaft: das fröhliche Alter der Kindheit entspricht den Schicksalen des wechselnden Mondes; der Götterbote Merkur vermittelt dem reisenden Kinde die nötige Kenntnis der Schule und Lehre; den herrlichen Frühling des Lebens erfüllt die leidenschaftliche Liebe, die Venus eingießt in die Herzen der Jugend; und majestätisch regiert die Sonne die langen Jahre des Lebens im reiferen Alter des Mannes in Tatkraft und Lust zu jeglicher Arbeit; aber der tückische Mars bringt bittere Kämpfe, Enttäugung, Enttäuschung und stählt und schleift den Charakter des äußeren und inneren Menschen; doch der sieghafte Jupiter läßt zurück uns schauen im Alter ruhig gemessen auf Leid und Lust des Lebens in stiller Erinnerung; und der letzte von

allen, Saturn, der grämliche Alte, ist das Abbild der langsam erkaltenden sterbenden Kräfte im Greisenalter des Lebens.

Ich erinnere mich an ein solch vortrefflich gezeichnetes Bild als Stufenleiter des menschlichen Lebenslaufes aus einem früheren Jahrgang des „Hinkenden Boten“, der damit auch einen Beitrag zum Sternenglauben lieferte.

Ueber den sieben Planetensphären lag der achte Himmelskreis der Fixsterne und mit ihm die Bilder des Tierkreises: Widder, Stier, Zwilling, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Auch sie hatten dem Astrologen gar manches zu sagen, je nachdem die Sonne und der Mond im monatlichen oder täglichen Lauf darin ihre Stationen machten, über das Gedeihen von Pflanzen und Tieren, über das Wetter, den Gesundheitszustand des Menschen zum BURGIEREN und ABERLASSEN; der berühmte Theophrastus Paracelsus war so ein Allerveltzheilkinsler und Kurpfuscher. Die drei Frühlingbilder Widder, Stier, Zwillinge entsprachen der warm-feuchten Luft, dem sanguinischen Temperament des roten Blutes; die Sommerbilder Krebs, Löwe, Jungfrau dem warm-trockenen Feuer, dem cholertischen Temperament der gelben Galle; die Herbstbilder Waage, Skorpion, Schütze der kalt-trockenen Erde, dem melancholischen schwarzgalligen Temperament; die Winterbilder Steinbock, Wassermann, Fische dem kalt-feuchten Wasser, dem phlegmatischen Temperament des weißen zähen Schleimes. Und je nachdem man die Tierkreisbilder geometrisch in zwölfgetheilten Kreis durch Linien miteinander verband, brachte der Astrolog die merkwürdigsten Dreiecke, Vierecke und Vielecke heraus, die immer wieder neue Kombinationen zur Erklärung gaben.

Die Planeten konnten in die verschiedenartigsten Stellungen zueinander und mit den Fixsternen treten in den zwölf Tierkreisbildern. Man nennt dies die Aspekten, die in unserem Kalender hinter den Tagen verzeichnet stehen. Die Sterne konnten im Gleichschein zueinander sein, das ist bei gleicher Zeit im gleichen Tierkreisbild, oder einander gegenüberstehen in der Opposition, oder im Gebritt-, Gebiert- und Gejehststchein stehen, je nach der Entfernung zueinander. So sagt Wallenstein zu Seni, seinem Hofastrologen, vom Mars: „Er schoß mit senkrecht oder schräger Strahlung, bald im Gebierten, bald im Doppelschein die roten Blitze meinen Sternen zu.“ Dann kam zu diesen Dingen noch der auf- und absteigende Mond über die Ekliptikbahn als Kopf und Schwanz des Drachen; ferner das große Glückszeichen, genannt fortuna maior, das Mond und Sonne miteinander bildeten; oder die Dignitäten, besonders auszeichnende Stellungen der Glücksterne. Und erschien nun ganz unangemeldet noch ein Komet mit dem feurigen Kutenschweif — ach, der umh

Wosheit der Menschen wegen kam“ — dann war es eine sinnfällige Kundgebung der Sternensprache des Himmels

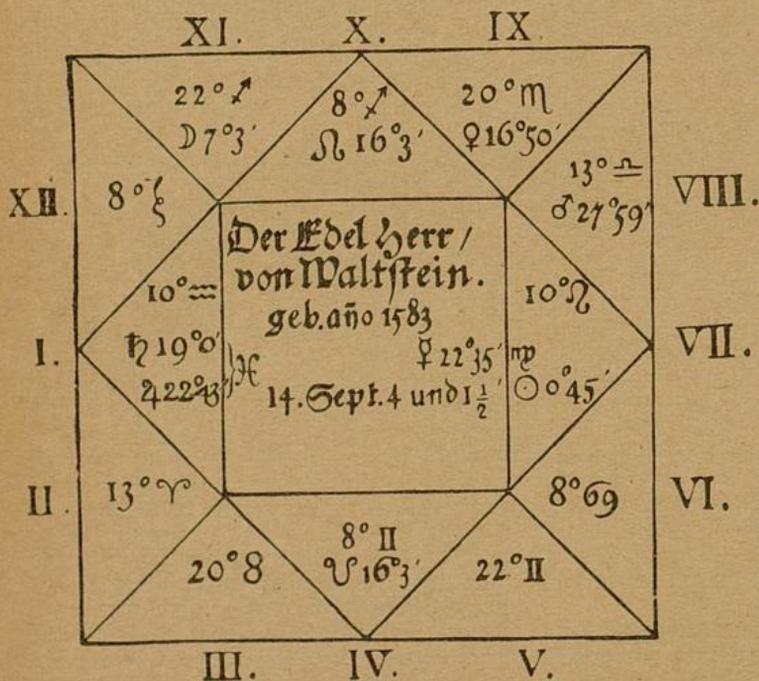
In dem unerschütterlichen Glauben an die Macht der Sterne stellten die Astrologen das Horoskop oder, wie man im Schwabenland sagt,

andern standen, verband der Astrolog die freundlich oder feindlich gesinnten Gestirne zum Orakel-spruch.

Der 1. Ort oder das 1. Haus des Horoskops, der Aufgangspunkt des Ostens, entscheidet über den ganzen Lebenslauf des Menschen — „hab’

Horoscopium gestellet durch Ioannem Kepplerum

1608.



Das Horoskop Wallsteins.

das „Planetle“. Das ist die Verkündung des Schicksals auf Grund der Stundenzeigung der Sterne zur Zeit der Geburt, der Nativität, einer Person. Den Sternen, die hierbei zuerst im Osten aufgingen, untersteht in der Deutung das Schicksal des Menschen. Und von diesem Ausgangspunkt, dem Aszendenten, konstruierte der Sterndeuter den Kreis oder später das Quadrat mit zwölf Verttern oder Häusern, die oben herum durch die Himmelsmitte nach dem Westpunkt und dann herunter in die Nacht- oder Gegenmitte verließen. Alte Horoskope teilten diesen Stundenkreis auch in zwölf Bezirke und dreimal zwölf Dekane ein. Je nachdem nun in einem dieser Häuser, der Tag- oder Nachthäuser, die Planeten und Tierkreissterne zueinander oder im Aspekt der verschiedenen Grade zu

3 und 11 wirken auch noch günstig, aber 2, 6, 8 und 12, die fallenden Häuser in den Ecken, sind nur schwach wirksam und unheilbringend.

Da tut es not, die rechte Sternensunde anzulesen, Des Himmels Häuser forschend zu erpähnen, Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens In seinen Ecken schadend sich verberge.

Und nun deutete aus dieser Sternenschrift der Astrolog all das, was er sah und nicht sah, übersehte es mit seinem Sternenglauben in seine Sprache und legte den heiligen Sinn seiner Worte als lebendige Wahrheit dem Suchenden auf seines Schicksals Lebenswege. Diese Prophetie, welche im Sternenglauben, der Sternendichtung und Sternsage durch Jahrtausende geklungen, war eine heilige Sache, ein Stück Religion und Himmelswissenschaft zugleich. Der wissen-

ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln“; im 2. Ort, der untern Pforte, liegt der Entscheid über den Besitz und Gewinn; im 3., 4. und 5. Ort ist die Auskunft über Geschwister, Eltern und Kinder; im 5. herrscht die Glücksgöttin Tyche; der 6. Ort gibt Auskunft über Gesundheit und Krankheit und heißt darnach auch das Haus des Mißgeschickes; der 7. vermittelt Ehe und Heirat; der 8. prophezeit den Tod; im 9. und 10. Ort zeigt das Horoskop die Neiselust des Menschen und zugleich auch die Gottesverehrung, es ist der Ort der Sonnenhöhe, des Tagesgottes, dem man Ehre bringt und der den Charakter des Lebens bestimmt; der 11. Ort bringt gute, wohlgesinnte Freunde ins Leben; im 12. Ort hingegen lauern die bösen Geister und die heimlichen Feinde auf die Menschen. Die mächtigsten Häuser sind 1, 4, 7 und 10, die an den Mitten liegen, 5 und 9,

schaffliche Schleier, der darüber gebreitet lag, ist seit drei Jahrhunderten dahin; geblieben ist das menschliche Verlangen, nach den Sternen zu greifen, die Sterne zu fragen — auch wenn sie uns keine Antwort sagen. In Hunderten von Zitaten, Sprüchen, Gedichten, Gesängen, Bildern lebt der Sternenglaube auch noch unter uns weiter. Wehe den Armen, von denen es heißt: „Sie haben gehabt weder Glück noch Stern!“ Viel lieblicher klingt es den andern:

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
 Daß über uns, in unermeßnen Höhen,
 Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
 Da wir erst wurden, schon gestochten ward.

Du aber, freundlicher Leser, verstehst es nun wohl, wenn ich dir rate, dein Schicksal in deine eigene Hand zu legen nicht aus den Himmelszeichen kannst du's lesen. Die Sterne droben gehen seit Jahrtausenden die gleiche Bahn und wissen nichts von dir auf deinen Erdenwegen; sie sind so weit und fern, daß sie die Erde nie gesehen und deinen Wohnplatz drauf nicht kennen. Nicht um die Deutung überirdischer Dinge kümmerst dich; der Sternenglaube hilft dir nicht. Du bist und bleibst ein Kind der Erde, in ihr bist du gewurzelt und gewachsen, auf ihr ersprießt dein Lebensbaum und reißt darauf für dich, wie es dein Erden-schicksal kündigt; ein gleiches Schicksal eintrifft für alle, wenn über Erdenhügeln stumm das Kreuz des Glaubens steht und drüberhin in stiller Nacht das Heer der ewigen Sterne geht.

Das glückselig-zufriedene Bäuerlein und wie es beinahe ins Allerweltunglück hinein- gekommen wäre.

Eine alte Bauernlegende
 für unsere Zeit nachgezählt von Dora Menghini.

Das Lumpete Geld,“ sagte meine Urgroßmutter manchmal — und zwischen ihrem achtzigsten und neunzigsten Jahre sagte sie es immer öfter — „das Lumpete Geld ist an allem Elend auf der Welt schuld. Und ihr werdet es sehen und erleben: das Geld macht noch alle Leute zu Narren und kostet noch Menschenblut mehr wie genug. Das Geld wenn nicht erfunden wäre, hätten wir heut noch das Paradies auf Erden statt Sorgen und Not und Kimmernis, und drum kann ich's beinahe nicht glauben — Gott verzeih' mir die Sünd' —, daß die Eva auf einem Apfelfisken ausgeglitscht ist. Wetten möcht' ich, es ist ein Goldstück gewesen.

„Mehr Geld! schreit alles, doch richtiger wäre zu schreien: Weniger Geld! Von unten hinauf und von oben hinab sollte es nur heißen: Weniger Geld! damit die Menschen endlich wieder einmal saubere Seelen und leichte Herzen bekämen!“

An diese Gedankengänge anschließend, erzählte sie in ihrer bäuerlich-launigen Art uns Kindern oft die Legende vom glückselig-zufriedenen Bäuerlein, die mir gerade für unsere Zeit recht des Beherzigens wert erscheint.

Das Hanserbäuerlein von Rohrnudelhofen war nur ein kleiner Hecken-schmerzer mit einem niedrigen Hüttchen vor dem Dorfe, ein paar schuldenfrei ererbten Zipfelfchen Feld, gerade so viel, um sich und die Seinen — ein fleißiges Weib und ein ganzes Schwärmlin Kinder — zu ernähren. Im Stall etliche Ziegen, im Hofe eine Anzahl Hühner und Gänse, im Koben ein Kirchweihschwein, hinter der Hütte ein Gärtchen, Gesundheit und frohen Sinn — was brauchten die Hanserbauernleute mehr!

Drum war auch die ganze Familie kreuzfidel, und der Jubel aus dem Hanserbauernhäuschen gab dem ganzen Dorfe ein Lachgesicht. Die reichen Bauern, von Geld- und Feldsorgen gedrückt, bekamen freilich oft scheele Augen und schiefe Mäuler, wenn sie das Singen und Zwitschern und Lachen im Hanserbauernhäuschen hörten, und brummten: „Ihr habt's aber auch notwendig, so vigil zu sein! Den ganzen Tag lauter Fuchsei und dabei kein Heller im Sack!“

„Und keine Hypotheken auf dem Dach!“ lachte das Hanserbäuerlein dann und schmackelte mit den Fingern. „Wir langt's! Und meiner Frau langt's auch! Und wenn die Kinder auch barfuß laufen müssen, so hängen ihnen dafür auch die neuen Grundbirnen nicht zu den Strumpferfen heraus und kriegen sie keine Leichhörner auf die kleinen Zehen. Und sonst fehlt uns nichts!“

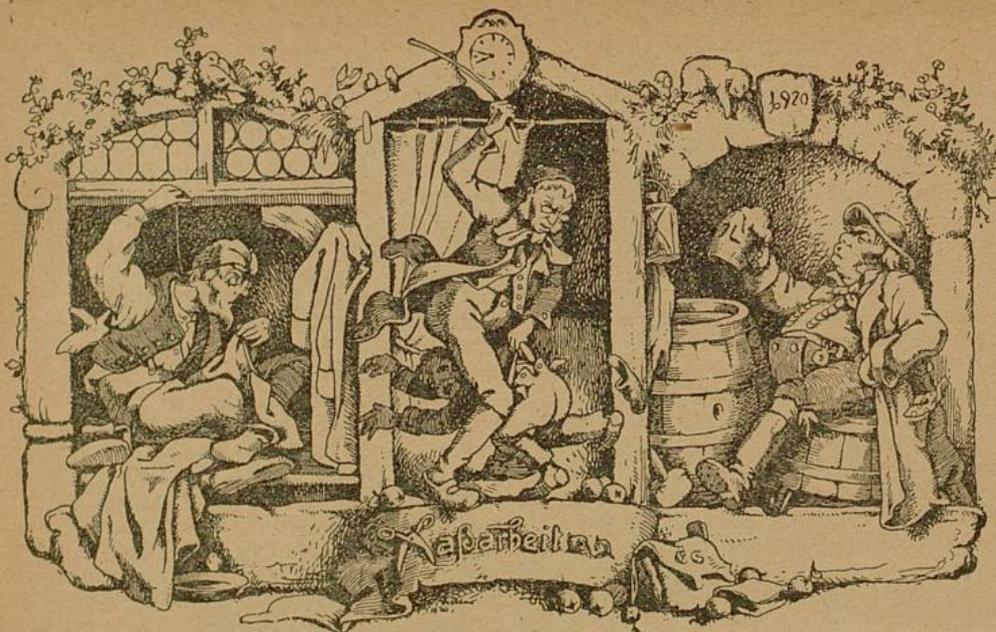
Sogar der liebe Herrgott hatte seine Freude dran und dachte oft in seinem Himmel droben: „Könnt' es nun nicht überall auf Erden so schön zufrieden hergehen wie beim Hanserbäuerlein in Rohrnudelhofen?“

Blitzkuckuck, wie wurde da dem lieben Herrgott eines schönen Feierabends. Schritt wahrhaftig der Herr Teufel in Person, als ehrbarer Wandersmann mit Ränzel und Knotenstock, aufs Hanserbäuerlein zu!

„Hanserbauer, jetzt wird sich's weisen, was in dir steckt,“ murmelte der Herrgott und setzte eine extrascharfe Brille auf, damit ihm ja nichts ankäme von dem, was nun bei Hansens geschah.

Der Teufel ging in die Stube, wo das ganze Kinderheer um ihn herumsprang, und grüßte artig und bescheiden: „Guten Abend, Hanserbauer. Habt Ihr keinen Strohsack übrig für einen müden Wanderer? Ich will es nicht umsonst.“

„Das Wirtshaus ist auch nicht weit weg,“ meinte der Hanserbauer, „verstehst mich recht, ich sage das nur, weil Ihr dort mehr Kommodität habt als wie in meiner armseligen Behausung. Weil Ihr aber schon in meiner Stube seid, könnt Ihr auch gleich dableiben, wenn Ihr



fürliebnehmen wollt. Und kosten soll's Euch nichts. Gott bewahr'!"

Da blieb der Teufel über Nacht, löffelte am andern Morgen tapfer seine Brennsuppe aus und fragte dann nach der Schuldigkeit.

"Das Wiederkommen!" lachte der Hansenbauer, lachte sein Weib, lachten die Kinder bis zum jüngsten: "Wiedertommen!"

Beim Hinausgehen legte aber der Teufel ganz verstohlen einen funkelnagelneuen Goldgulden auf den Wasserständerdeckel im Hausehörn.

Als es die Leutchen sahen, war der noble Wandersmann längst verschwunden.

"Auch gut," dachten die Hansenbauerns, "haben wir auch einmal ein Kapitälchen im Hause, wer weiß, wozu es nütze ist!"

Die Frau nähte ein Leinenbeutelchen und tat den Goldgulden hinein. Wunderte der Hansenbauer, indem er ihr zusah: "Du machst aber das Säckchen viel zu groß!" Antwortete sie: "Es sollen doch noch mehr hineingehen —"

"Au weh," sprach da der liebe Herrgott im Himmel und nahm die Brille ab, "jetzt ist's schon g'fehlt auch um den Hansenbauern. Der Teufel ist ein Schuft."

Und richtig: von Stund an hörte das Singen und Zwitschern und Trillern auf im Hansenbauernhäusel, und das ganze Dorf hatte plötzlich Kummerfalten im Gesicht und war wie ein Garten, aus dem die Katzen alle Singvögel weggefressen haben.

Der Bauer und sein Weib und die Kinder dachten nur noch an den Goldgulden und wie man am meisten aus ihm herauszuschlagen und

wie man am schnellsten zu einem zweiten kommen könne.

Der Mann sah auf einmal, daß die anderen Bauern am Sonntagnachmittag zum Bier und Kegelscheiben gingen und er das nie gekonnt hatte. Aber jetzt hatte er einen vollwichtigen Goldgulden im Hause, jetzt.

Aber da war das Weib und konnte kein rechtes Vaterunser mehr beten in der Kirche, so würgte sie der Gift, wenn sie den Staat der reichen Bäuerinnen sah und bedachte, daß sie für das Goldstück im Leinenfäckchen zwar mancherlei Zierat haben könnte, doch nicht genug, um neben den anderen Weibern zu bestehen. Und aussehn wie der Ich-möcht-germ-und-kann-nit? Nein, lieber warten und arbeiten, bis noch ein Goldstück da ist.

Auch die Kinder wurden rebellisch, ließen die Brennsuppe stehen und begehrten rechtschaffene Schmalzudeln, wie sie aus den reichen Bauernfückchen durch das ganze Dorf dufteten. Aus einem Goldstücklein mußten doch unzählige Schmalzudelberge herauszuwirtschaften sein, dachten die Kinder, und auch — vielleicht — einmal eine richtige Ringelwurst!

Aber die Mutter konnte auf solche Geliüste hin grob werden, sogar handgreiflich. Und der Vater machte den Kindern klar, daß das Häusel erst größer, die Geißen im Stall zu Kühen werden müßten, bevor an Schmalzudeln gedacht werden dürfe.

Und überhaupt: Das einschichtige Goldstück heiße so viel wie den Mäusen gepffien.

Defter und öfter schaute die Familie einzeln

oder insgesamt die Landstraße entlang, ob der Wanderzmann nicht bald wiederkäme, und der Hansenbauer knurrte sogar zwischen den dünn gewordenen nun abwärtsgewinkelten Lippen hervor: „Jetzt, wo man ihn brauchen tät, kommt er nit, der miserablige Lump!“

„Han,“ pflichtete die Bäuerin bei, „Undank ist halt der Welt Lohn!“

Der liebe Herrgott konnte die Familie nicht so zugrunde gehen sehen. Wenigstens eine Hand wollte er den Leuten zureichen, weil sie ihm ehedem so viel Freude gemacht hatten. Deshalb verwandelte er sich in die Gestalt jenes Wanderers und schritt dem Dörflein zu. Die Kinder sprangen ihm entgegen und riefen schon von weitem: „Hast du uns auch wieder einen Goldgulden mitgebracht?“

„Ei, Hansenbauer,“ sagte der liebe Herrgott, „G'undheit ist mir lieb, wie habt Ihr Euch verändert! Ich habe gemeint, Ihr mühtet inzwischen noch lustiger geworden sein Und nun singt und pfeift Ihr nimmer, habt böse Falten im Gesicht, habt harte Augen, und Euer Weib auch! Eure Kinder streiten und zanken, statt zu lachen, was ist mir denn das?“

„Ihr hättet uns halt das Goldstück nit geben, sollen, oder gleich genug . . .“ fing der Bauer zu granteln an.

„Ich wollte Euch doch nur eine Freude machen, liebe Leute, und Euch nur für Eure Guttat danken. Mit dem Goldgulden habt Ihr Euch einen frohen Tag machen sollen, man kriegt doch allerhand für ein Goldstück!“

„Ja pfeif!“ sagte der Hansenbauer und spuckte kräftig aus. „Mit einem einzigen Goldstückl kann man nit weit hupfen Langt nit hint und nit vorn. Die Kinder brauchen Kleider, Schuhe.“

„Auf einmal?“

„Die Frau möcht' auch ein bissel Staat machen . . .“

„Auf einmal?“

„Und unsereinem möcht' es gleichfalls wohl anstehen, wenn man am Sonntag wie andere Bauern ins Wirtshaus gehen könnt', dicke Taler auf dem Rock und eine handfeste Sackuhr im Westentaschl. Und 's Häusel ist gar klein, und zu einem g'standenen Misthaufen vor der Stalltüre fehlt

nit mehr wie alles. Kurzum, der Teufel soll die Armetei holen!“

„Auf einmal?“ fragte der Herrgott wieder und schaute den Bauern gar eindringlich an.

Nun wurde der aber falsch. „Jawohl, auf einmal kann er sie holen, meinertwegen, und braucht nit zweimal dran zu schleppen.“

Da lächelte der Herrgott und meinte: „Ihr müht Euch nach und nach alles anschaffen, erst das, dann jenes, wie halt der Goldgulden ausreicht.“

„Ja freilich!“ fiel nun die Bäuerin dem Herrgott in die Rede, „dann ist das Geld flöten. Den Goldgulden gib ich nit her!“

„Muß ich halt noch ein übriges tun und Euch mit einem Schlag reich machen,“ meinte der Herrgott drauf, langte in die Tasche und sackte einen Geldbeutel so schwer auf den Tisch, daß es krachte, wünschte „Pfüet Gott!“ und ging seiner Wege.

Die Hansenbauernleute aber hockten um den Tisch und starrten den strotzenden Geldsack an vom Bespern bis zum Abendgebetläuten. Dann zählten sie gemeinsam das Geld und brauchten auch dazu recht lange. Es waren aber runde tausend Golddukaten, die gab es damals noch.

Nun war Polen offen, und es wurde Rat gehalten, was alles für das viele Geld gekauft



Die Hansenbauernleute hockten um den Tisch und starrten den strotzenden Geldsack an.

werden sollte Nichts wurde vergessen vom neuen Haus und Feld und Vieh an bis zum seidenen Fürtuch der Bäuerin. Hin und her wurde gerechnet und kalkuliert, aber zuletzt stellte es sich heraus, daß auch tausend Gold-

dukaten nicht ganz ausreichen würden, um alle Wünsche zu erfüllen. — — Und mit lauter Hin- und Herreden und wünschenden kam das Ehepaar in Streit, und vom Streit zum Prü-geln ist kein großer Schritt — — —

Als der Herrgott in der Morgenfrühe sein Erdenfenster aufmachte und gleich ein Hörrohr nahm, um ja das lang vermischte Singen und Jubilieren genau zu vernehmen, hörte er statt dessen Weinen und Schreien und ganz unflätige Schimpfworte aus dem Hansensbauernhäusel schallen. Im Laufschrift eilte er hernieder und klopfte an die Türe.

Da wurde er aber empfangen! Zur Haustüre durfte er überhaupt nicht hinein. Dafür fuhr des Hansensbauern umfangreiche Faust zum Overtürenloch hervor, dem Herrgott unter die Nase, und gleich darauf fauste der Geldsack auch heraus, mitten auf den bescheidenen Ziegenmisthaufen. Und hinterher kam noch des Teufels Goldgulden geflogen, der das Unheil angerichtet hatte. Dann erschienen sämtliche Hansensbauern-gesichter in der Overtüröffnung; sie waren zum Teil stark geschwollen und grün und blau unterlaufen. Und der Bauer hub an: „Geht zum Teufel mit Euerm verdammten Geld! Kriegt man Läuse und Mücken ins Hirn, daß man nit mehr weiß, ist man ein Mensch oder ein Affenkalb! Streit und Aerger und Neid und Habgier und Unzufriedenheit überall! Und langen tut's doch nit. Ob es nun ein Goldgulden oder tausend sind: immer sollt' es grad nochmal so viel sein. Ich dank' Euch schön, Herr Wandersmann, nit für ungut! Und laßt Euch ja nimmer mit Geld bei mir blicken!“

Dem lieben Herrgott lachte das Herz vor Freude, als er zum Himmel hinaufstieg. Schon unterwegs hörte er das Singen und Freudenlachen aus dem Hansensbauernhause, und als er oben ankam in seiner Stube, ertappte er alle Englein am Fenster, wie sie auf die Erde hin-ablanschten. Da ließ er sich seinen Ruhestuhl hinarücken, setzte sich behaglich hinein und sagte: „Das ist doch die aller schönste Musik: die fröhlichen Stimmen zufriedener Menschen. Wenn doch nur alle so glücklich wären! Aber das Geld, das Geld! Das ist die Wurzel alles Übels!“

Der Mudder ihr Reif' in die Heimat.

Von Lina Sommer.

Die Mudder, e lieb, Klä, alt Fraa'che mit 'me G'sichtel wie e rund, verhueltel Äppelche, is wieder emol aus ihrem kläne Schübbche im Altersheim zu ihrem Sohn un zu ihrer Schwieger-dochter zu B'such kumme.

Wie se owends so recht gemiedlich zu dritt an dem runde Tisch in dem schöne, behagliche Zimmer sitze, schränkelt der groß, schtattlich jung Mann dem alde Fraa'che die Händ un segt:

„Ei, Mudderche; alleweil fällt mer jo ein, daß de bald dein siebzigste Geburtsdag hocht. Des hätt ich wahrhaftig beinah vergeffe! Den muscht de naderlich bei uns feire, des loß ich mer nit nemme, un die ganz Verwandtschaft werd eingelade. Des soll emol e Lewe gewe! Awer sag emol, Mudderche, hocht de dann nit e Extra-Geburtsdagwünschel, jo ganz hämlich un im Schtülle mään ich?“

„Jnja, Schorsch, ich hätt schon e Wünschel!“

„So, jo, ich hab mir's doch halwer gedentt! Jezt schieß emol los.“

„Guck, ich möcht so gern noch emol in mei' Heimat, in des klä, verschlofe Schtädche, aus dem mich dein Wadder selig g'holt hot! Wie lang is des schon her, daß ich 's letscht mol mit dir un mit'm Winche un mit'm Lotche dort gewest bin! Do wart ihr alle drei noch kläne Kinner, gedentt dir's nit mehr?“

„Freilich, freilich, des vergeß' ich nie!“

„Sellemols, jo, do war ich jung un g'sund un kräftig, hab for alles g'forgt, un ihr wart schwach un klä un habt zu mir ufgeguckt un eich an mich geklammert, jekert is es umgekehrt! Jekert muß ich mich uf eich schtüge, un ihr müßt for's Billet, for's Gepäck, forzum for alles ufkumme.“

„Ja, Mudder,“ segt die Schwiegerdochter, „des is alles recht un gut, awer die weit Reif', wo 's Fahrgeld heitzudag so sünd-himmel-dheier is.“

„Un allää könnte mer dich doch nit fahre losse,“ schtimmt der Sohn seiner Fraa bei.

„Do hocht recht, Liewer, des seh ich selwer ein! Guck, es muß jo aa nit sein, ich hätt kä Wörtel davon verlaute losse, wenn de mich nit extra g'frotg hättst.“

In dem selwe Magedblick is e Engeldche dorch 's Zimmer g'loge, un weil die Engelder dieser blicke könne als die Menschen, hot 's gleich den wehmütige Ausdruck in dere alte Fraa ihrem G'sichtel g'sehe. G'schwind hot's sei' Fügelder ausgebrät un is emuf in de Himmel g'schwebt, direkt zum lieve Herrgott.

„Gottvadder,“ hot's mit so 're mitleidige Stimm g'sagt, „des alt Mudderche, wo du mer so ans Herz gelegt hocht, des möcht zu seim siebzigste Geburtsdag so gern e Reif' mache in sei Heimat, un sei' Kinner wolle nit so recht dran, was mache mer do?“

Do hot der lieve Herrgott sei' milbi Hand dem Engeldche uf de Kopp gelegt, hot 'm in die leichtende Lage geguckt un hot g'sagt: „Awer Kind, des is doch jo ääfach, an sellem Dag gehst du runner, un holst des alt Fraa'che zu uns eruf.“

Un jo is e aa kumme. Bergeß mer's nit.

Un ihrem siebzigste Geburtsdag hot des Engeldche bei dem alte Mudderche angekloppt, un hot es sachte-sacht eruf geholt in die Heimat.